



Berlin, den 12. Juli 1902.

Loë.

**F**riedrich Karl Walter Degenhart Freiherr von Loë wird im September vierundsiebzig Jahre alt. Er stammt aus dem Siegburgkreis, ward streng katholisch erzogen, hat in Bonn ein Weilkchen studirt und gehört seit dreiundsünfzig Jahren dem preussischen Heer an. Er war Adjutant des Prinz-Regenten von Preußen, später Militärattaché in Paris und hat, außer den beiden deutschen Kriegen, den achtundvierziger Sommerfeldzug mitgemacht, gegen den badischen Aufstand gefochten und die Schlachtfelder im Kaukasus und in Algerien gesehen. Weder 66 noch 70 hatte er Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen. Seit 1893 ist er, der als noch nicht Zwanzigjähriger den Dragonerrock anzog, Generaloberst der Kavallerie mit dem Rang eines Feldmarschalls; und nach Papes Tode wurde er zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt. Also ein Mann von reicher militärischer, beinahe noch reicherer höfischer Erfahrung, der vieler Menschen Städte gesehen und an verschiedenen Kulturen des Westens Ranten polirt hat. Zu den lauen Vaodiskaiern war er nie zu zählen; nie barg er die Inbrunst seines Glaubens an die ungeschmälerte Weltmacht, Welthoffnung der römischen Kirche; nie, auch nicht in den Tagen des heiligsten Kulturkampfes. Gerade deshalb vielleicht war dieser fromme Kavallerist unter den katholischen Offizieren, auf denen das Auge der Königin und Kaiserin Augusta mit Wohlgefallen ruhte. Und sicher galt er deshalb als Gegner Bismarcks. Ein Loë hatte sich der Reichsglücknerschaar gesellt und den ersten Kanzler Jahre lang mit jähem Haß beschdet; warum sollte der General, dem allgemein politischer Ehrgeiz zuge-  
traut wurde und den die Verfolgung ihm heiliger Priester des Herrn schmerzen

mußte, anders denken? Friedrich Karl Walter Degenhart, dessen Willenssumme nicht ganz so stählern klingt wie sein vierter Rufname, mochte fühlen, daß solcher Verdacht ihm den Weg sperren könne. Am siebenundzwanzigsten Januar 1894, als der Kaiser den vier Jahre vorher fortgeschickten Fürsten Bismarck aus dem Wald ins alte Hohenzollernschloß geladen hatte, feierte der General von Voß in Koblenz Wirth und Gast in einer Rede, in der die Sätze vorkamen: „Fürst Bismarck empfangen mit all den Ehren, die der junge Herrscher so gern dem unvergeßlichen, dem ruhmvollen ersten Gehilfen und Rathgeber Kaiser Wilhelms des Ersten, dem größten noch lebenden Repräsentanten einer großen Vergangenheit aus innerstem eigenen Antriebe spendet: Das ist die Kunde, die heute alle Herzen mit Befriedigung erfüllt. Wenn aber die gestrigen Jubelrufe ein Nachklang aus jener großen Zeit sind, da Fürst Bismarck, der erste, der unbefiegte Fahnenräger seines Königs, im Kampfe vorausschritt, dann sollen sie nicht wie ein leerer Schall verklingen.“ Und so weiter. Diese Rede war nicht so kurz noch so schlicht wie die des Generals von Bronsart, der, als Kriegsminister, dem Kaiser im Namen der Armee gedankt und gesagt hatte, jedem deutschen Soldaten habe der Entschluß des Kriegsherrn einen Alb von der Brust genommen; doch sie war in ihren rhetorischen Mitteln klug dem Zweck angepaßt. Nur als „Gehilfe und Rathgeber“ des ersten Kaisers war Bismarck gerühmt und kein Wort von den Diensten erwähnt, die er zwei anderen Kaisern geleistet hatte; und als „Fahnenräger“ war er auch vom Kronprinzen Wilhelm am ersten April 1888 begrüßt worden. Ein nützliches Citat. Niemand konnte künftig noch wispern, Voß sei Bismarcks Feind; und die Rede konnte da nicht verstimmen, wo unholder Widerhall gefährlich geworden wäre. Oft wurde seitdem der Generaloberst von ernsthaften Leuten als ein möglicher Kanzler genannt. Hofgunst ward ihm von der Großmutter auf den Enkel vererbt und er hätte, als Katholik, den Vortheil leichter Verständigung mit dem Centrum gehabt. Vielleicht wäre schon, als Albedyll abgelehnt hatte, an ihn die Reihe gekommen, wenn damals nicht Caprivi als ein großer Staatsmann vor dem Herrn gegolten hätte. Jetzt ist es zu spät. Der Freiherr von Voß ist älter als seine Jahre und kann heute selbst nicht mehr wünschen, auf eine den Greisen gefährliche Höhe gehoben zu werden. Sein Name aber ist seit drei Wochen nun allen europäischen Politikern geläufig geworden.

Er war der Gesandte, der Leo dem Dreizehnten zum Jubiläum das Geschenk und den Glückwunsch des Deutschen Kaisers brachte. Eine halb private, halb amtliche Mission, die dem in Rom nicht unbekanntem General die

Ehre eines „intimen Gespräches“ mit dem zweiundneunzigjährigen Papst eintrug. Das ist selbst für Den ein Erlebnis, der gewohnt ist, in der Nähe regirender Herren zu weilen, und man kann sich vorstellen, wie es die firne Phantasie des lebhaften Rheinländers befruchten mußte. Als er heimkam, berichtete er dem Kaiser — ders uns in Aachen erzählt hat —, der Papst habe gesagt: „Das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrsche, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben könne, sei das Deutsche Reich; und Das danke er dem Deutschen Kaiser.“ Dieser Satz konnte, auch so, wie er im offiziellen Bericht steht, nur heißen: Das Deutsche Reich ist das einzige Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung, Disziplin herrscht, wo die Kirche geachtet wird und jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann. Ein anderer Sinn war, auch wenn kein einschränkendes Adverb hinzugefügt war, nicht herauszuhören. So aber konnte Leo, der von geistigen Merkmalen der Senilität noch ganz frei sein soll, nicht gesprochen haben. Erstens, weil Römerklugheit nie zugeben wird, daß ihr in der Diaspora eines Ketzereiches nichts mehr zu fordern, nichts zu wünschen bleibt; zweitens, weil solche Rede die apostolische Majestät des Königs von Ungarn und manchen minder wichtigen Potentaten verletzen müßte. Hätte der nicht nur von Katholiken verehrte Greis, den der Kaiser den Heiligen Vater nennt, wirklich so gesprochen, dann wäre der deutschen Centriumpartei, deren Programm im Juni einunddreißig Jahre alt ward, nichts Anderes übrig geblieben, als sich aufzulösen; da ihr Leitwort *Justitia fundamentum regnorum* in Deutschland Wahrheit geworden sei. Daß die rührige Partei weder an Selbstmord noch an solches Bekenntniß denkt, weiß jedes Kind; ihre klügsten Führer sind nüchterne Realisten, die, mit dem an katholischen Priestern so oft auffallenden, von tausendfacher Pfarrerfahrung genährten Menschenverstand, die ihnen seit 1890 überreichlich erwiesenen Artigkeiten und dekorativen Ehren wohl nicht hoch genug schätzen, um unter dem Sonnenleuchten der Huld zu vergessen, daß sie im Grunde für ihre Kirche und ihren Glauben im Hauptstaat des lutherischen Kaisers bis heute noch nicht mehr erreicht haben als unter Bismarck. Der erste Kanzler war so stark und so sehr der Vertrauensmann seiner protestantischen Landsleute, daß er den Päpstlichen Zugeständnisse machen konnte, die ein Schwächerer nie vorzuschlagen noch gar durchzusetzen vermocht hätte. Mit dem Schicksal der deutschen Katholiken war Leo der Dreizehnte schon leidlich zufrieden, als er, nach dem Karolinenchiedspruch, „dem großen Kanzler des Deutschen

Reiches, dem ausgezeichneten Manne“ aus Sankt Peter seinen Segenswunsch schickte und schrieb: „Ihrer Weisheit ist nicht entgangen, wie viel sittliche Kraft zur Wiederherstellung des gestörten Einvernehmens der Staaten die von Uns geleitete Macht besißt, besonders, wenn ihr die Hindernisse weggeräumt sind und sie frei handeln kann. Möge danach sich die Zukunft gestalten und in dem Geschehenen ein gutes Vorzeichen zu sehen sein.“ Anders wird kein kluger Herr der Kurie je zu Regern sprechen. Und welche wesentliche Vortheile hat die deutsche Papstgemeinde seit diesem Silvestertage des Jahres 1885 erlangt, der aus dem verhassten Pfaffenhammer einen Ritter des Christusordens machte und ihm das von Leo ausgestellte Zeugniß in die Hand gab: „Ihrer Staatsweisheit vor Allem hat Deutschland eine Größe zu danken, die der Erdkreis ohne Einschränkung anerkennt“? Wer nicht an Makropfie leidet, den Eintagsersfolgen politischer Mädlereien nicht hastig in lockerem, morgen vielleicht wieder umgepflügten Boden Marksteine errichtet, wird vergebens einen Fortschritt suchen, den der Papst dem dritten Kaiser zu danken habe. Das Centrum ist, wie andere Glieder der bürgerlichen Demokratie, durch die Wirthschaftsentwicklung gendthigt worden, sich aus der starren Opposition zu lösen. Der Großbourgeois, der erkannt hat, was an Rüstungen zu Land und See und an fetten Staatsaufträgen anderer Art zu verdienen ist, will von den Leitern dieses ihm zinsenden Staates nicht durch eine ewig unüberbrückbare Kluft getrennt sein und läßt sich durch kein Schreckbild politischer noch religiöser Knechtschaft abhalten, mit so profitlichen Herren Geschäfte zu machen. Die schwarzen Tribunen wären, wie die röthlichen, einsame Männer geworden, wenn sie noch länger ohne Wank an der alten Parole festgehalten hätten: Keinen Mann und keinen Groschen! Sie thatens nicht; und mit der raschen Wärme seines impulsiven Wesens hat der Kaiser ihnen und ihrem Oberhaupte dafür gedankt. Windthorst, Ledochowski, Franckenstein, Schorlemer, Kopp, Vieber: für Jeden hatte Wilhelm der Zweite weithin sichtbare Zeichen hoher Schätzung bereit; und im Verkehr mit dem Papst, wie, nach dem merkwürdigen Bericht der wiener Offiziösen, bei der letzten Zusammenkunft mit Franz Joseph, „überbot er sich förmlich in Beweisen seiner Anhänglichkeit“. Das wurde in Rom, Berlin, Breslau dankbar hingenommen; mehr aber vermochte auch dieser Mächtige nicht. Und um solchen Lohn sollte der Hüter des vinzentischen Kanons, der, nach wie vor Luther, Huß und Calvin, Alles umschließt, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est, sollte der unfehlbare Statthalter Petri sich dazu verstanden haben, sich einen in Deutschlands Grenzen Wunschlosen zu nen-

nen und die Schutztruppe, die drei Jahrzehnte lang in seinem Dienst focht, für jeden neuen Kampf zu entwaffnen? Mit dem Wort, das der Generaloberst von Loë den Papst sprechen ließ, war jede künftige Beischwerde des Centrums bequem abzuweisen; und zugleich weckte dieses Wort in Europa die Furcht, zwischen dem Vatikan und dem Deutschen Reich, das mit seiner Macht den Eroberer des Kirchenstaates stützt und zu stürzen vermöchte, könne ein neues, festeres Freundschaftsverhältniß entstanden sein.

Der Alarm war um nichts. Leo hat nicht gesprochen, wie Loë berichtet hat. Als der Inhalt des „intimen Gesprächs“ vom Kaiser erzählt worden war, wurde die katholische Presse unruhig. Das habe der Papst nicht gesagt, hieß es; und in einem der dem Vatikan nächsten Blätter waren böse Sätze wider den ersten deutschen Fürsten zu lesen. Il faut faire parler les dieux. Die irdischen Vertreter der Gottheit unterscheiden sich aber auch darin — nicht darin allein — von den Himmelsbewohnern, daß sie protestiren, wenn ein auf ihre Lippe gelegtes Wort ihnen lästig wird. Der Papst konnte nicht selbst zum Protestant werden. Und da der Deutsche Kaiser gesprochen hatte, war schroffer Widerspruch nicht rathsam. Ruhen aber durfte man, schon wegen des Unwillens österreichischer, spanischer, belgischer Katholiken, die Sache nicht lassen. Eine schwierige Situation. Und mag er nun Pecci, Rampolla, Ropp oder Hertling heißen: der Mann war klug, dem zuerst der Einfall kam, was durch Loë's Schuld verwirrt worden sei, könne nur, müsse von Loë's Diplomatenkunst wieder entschädelt werden.

Was nun geschah, ist den Profanen in Dunkel gehüllt. Nur vermuthen können wir, daß dem eifrigen Rheinländer in gedämpften Grolltönen zugerant ward: Sie haben die Farben allzu pastos aufgetragen. La vieillesse, qui fixe les fortunes, détruit les vertus. Das konnten Sie schon von dem frommen und dennoch geistvollen Bauvargues lernen, der auch empfohlen hat, da, wo der Blick nicht bis auf den Grund der Dinge zu dringen vermochte, das Wort nie mit verwegener Sicherheit zu wählen. Das intime Gespräch zweier Greise will vorsichtig behandelt, in schwankem Gedächtniß behutsam weitergetragen sein. Der Heilige Vater ist für das Wohlwollen Seiner Majestät sehr empfänglich, wünscht aber nicht, in seinem hohen Alter an ein Zufallswörtchen geschmiedet zu werden. Er dachte seufzend, als im Auftrag eines protestantischen Herrschers ein rechtgläubiger Katholik ihm den Festgruß brachte, des Kammers, den die älteste Tochter der Kirche gerade jetzt ihm bereitet, und der Vergleich ließ ihn für Sekunden vielleicht die Herzenswünsche vergessen, deren Erfüllung ihn Königspflicht dünkt.

Wenn Sie ein Dementi meiden wollen, müssen Sie die Sache schnell in glatte Ordnung bringen, sich dabei aber hüten, wieder irgendwo anzustoßen. Und der also Ermahnte ging hin und that, wie ihm geheißen war.

Wer in der Rede, die der Generaloberst am vorletzten Junitag in Bonn gehalten hat, nicht den bangen Wunsch spürte, zwischen Klippen einer *missio ex decreto* bis ans umgischete Ende zu folgen, Der muß dieses Oratorenstück unverständlich gefunden haben. Wunderlich genug klang es Dem sogar, der den transalpinen Souffleur noch einhelfen zu hören glaubte. Wie Kraut und Rüben aus einem umgestülpten Marktkorb, kollerte allerlei Hirngemüse, unreifes und welkes, über einander. „Zwischen Christenglauben und Soldatenkatechismus giebt es für mich keinen Widerspruch.“ Und unbedingt gelten doch die unkriegerischen Gebote: „Du sollst nicht töten!“ und: „So Dir Jemand einen Streich giebt auf Deinen rechten Backen, Dem biete auch den anderen dar!“ Als Corpdbefehl hätte der General der Kavallerie solche Lehre wohl nicht verbreitet. „Wir müssen die elenden konfessionellen Zänkereien lassen und ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses treu zusammenhalten.“ Und ein früherer Leo hat doch mit dem Bannstrahl den Doktor Martinus getroffen, der noch vom Sterbebett aus allen Nachfolgern Petri zurief: *Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa.* Der Ruf ist unwirksam verhallt, die Stimmung den Inbrünstigen beider Lager geblieben. „Auch die Isracliten hat der Stifter unserer heiligen Religion mit Liebe und Achtung umfaßt“. Wohl deshalb wollte er sie zu neuem Glauben bekehren, wurde er als ihr Todfeind ans Kreuz geschlagen. Ein mit dem Eisernen Kreuz geschmückter Jude „lebt unter dem Zeichen des Kreuzes“. Das erinnert an den alten Paul Krüger, der vor erschreckenden Kindern Israels eines Tages mit entblößtem Haupt „im Namen unseres Herrn und Heilands“ eine neue Synagoge weihte. „Jeder deutsche Offizier müßte bedauern, wenn die französische Gesezgebung das tüchtige Heer unserer Nachbarn schwächte“. Für die Tüchtigkeit des französischen Heeres brauchte der Oberbefehlshaber in den Marken eigentlich nicht zu sorgen, um Geseze, die Minister und Kammern in Frankreich für nöthig halten, sich nicht zu kümmern. Wir würden barsch antworten, wenn irgend ein Franzenseldherr unerbetene Kritiken über die Grenze rief; und der Marquis de Galliffet, den Voë rühmt, wurde schon nervös, als Graf Münster ihm den Wunsch Wilhelms des Zweiten vortrug, der Kriegsminister der Republik möge den Text einer Gedenkrede genau zu der Stunde lesen, wo der Deutsche Kaiser sie auf dem lothringischen Schlachtfeld halten werde. Doch der greise Kavallerist aus

dem Siegkreis hatte gehört, der Papst habe in dem Jubiläumsgespräch an die französischen Freimaurerlogen gedacht, — und so ritt er mit verhängtem Zügel denn fest in fremdes Gelände. Trotz dem krausen Schnörkelwerk der Ornamente aber ist seine Rede in ihrer Art ein Meisterstück pffiffiger Hofkunst. Die Berichtigung, die ihr Zweck war, verschwindet dem nicht scharfsichtigen Auge fast hinter qualmigem Weihrauchgewölk. Die aachener Rede war „prachtvoll“ und „herrlich“ und hat uns — wieder einmal — einen „weltgeschichtlichen Moment“ beschert. Leise, ganz leise nur, als werde des Kaisers Wort damit nicht berichtigt, sondern ergänzt, kam dann: der Papst finde nicht etwa „Alles für die Katholiken in Deutschland gut bestellt und habe keine Wünsche mehr auszusprechen. Das bedarf wohl kaum der Erwähnung.“ Wirklich? Hatten wir nicht eben als einen Ausspruch Leo's die Kunde vernommen, „das Deutsche Reich sei das Land in Europa, wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann“? Und welcher Wunsch wäre in solchem Lande dem Haupt der katholischen Kirche unerfüllt geblieben? Zwischen Aachen und Bonn fließt viel Wasser durch die Flussbetten der Rheinprovinz. Das Centrum kann ruhig sein. Vom Apostolischen Sitz herab wird auch für deutsche Katholiken noch Mancherlei postulirt. Der Freiherr von Voë sagt's und fügt nur hinzu, in Deutschland sehe es, nach der Meinung der im Vatikan Herrschenden, immerhin noch besser aus als in der Republik der Combes und André . . . Die Situation war schwierig. Der Generaloberst hat sich forsch und mit einer bei seinen Jahren bewundernswerthen Geschmeidigkeit aus selbst geknoteter Schlinge gezogen. Und da er, dem antisemitische Regungen nicht stets fremd geblieben sein sollen, den glücklichen Einfall hatte, im Vorbeigehen die ganze Judenheit ans alte Hufarenherz zu drücken, ist ihm Alles verziehen und er lebt der liberalen Presse als ein Held, ein leuchtender Hort modernen, humanen Empfindens.

Wie jede Altvatergeschichte, hat auch diese eine hausbackene Moral. Streitbare Protestanten könnten sagen, sie beweiße, wie pünktlich heute noch Döllingers Weisung befolgt werde: „Unser Christenthum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben“; für solche Seelenverfassung zeuge der preußische Generaloberst, den der in einer stärker als alle Staatsverbände gefühlten Glaubensgemeinschaft wurzelnde fromme Wunsch für das Wohl der französischen Armee zittern läßt, — der beinahe einzigen, gegen deren Anprall wir uns rüsten. Ein skeptischer Geist könnte den Kreuzritter mit Humes Hohn geißeln: Ignorance is the mother of devotion, ein in altpreußischer Zucht erwachsenes Gemüth ihn, mit Lamartine, an die strenge

Forderung mahnen, ein Heerführer solle nicht redselig sein, sondern sich mit einem Wort, einer knappen Geberde begnügen. Doch der Feldherrntypus hat sich oft gewandelt und wir werden uns darein ergeben müssen, daß die Generale wieder, wie in Hellas und Rom, als politische Redner auf den Markt treten und preisen, was sie bei Gefahr ihres Amtes und ihrer Freiheit nicht tadeln dürften. Und vor der Wahl zwischen Waldersee und Loë wird selbst ein Lutherischer nicht zaudern. Der Name des Marschalls, der in partibus infidelium das Christenheer führte, bringt uns der einfachen Moral der Geschichte näher. Als der Kaiser sagte, die Ernennung des Generalissimus sei „dem Wunsch und der Anregung Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen“ entsprungen, war er eben so ungenau informirt wie an dem Tage, da er von der Stimmung Loë's des Dreizehnten eine Nachricht brachte, die er „mit Freude und Stolz“ ins Volk weitergab. Der Zar hat die Ernennung Waldersee's nicht angeregt, der Papst das Deutsche Reich nicht die behaglichste Wohnstätte katholischer Europäer genannt. Vor solchem widerhallenden Irrthum muß der verantwortliche Diener den Kaiser der Deutschen bewahren. Man braucht Talent und Gewandtheit zünftiger Diplomaten nicht über Gebühr zu schätzen, um sicher zu sein, daß sie so dick lasirte Berichte nicht nach Berlin schicken würden. Sie sind im Serail aufgewachsen, kennen die Bauschungen und Zierschnitzereien des dort heimischen Sprachgebrauches und wissen, wie oft das Wort eines Allerhöchsten heute noch leichter wiegt als das Blättchen aus einer welken Guirlande, die gestern den freundwilligen Herrn Vetter und Bruder festlich grüßen sollte. Der dilettirende Diplomat, der nicht rompu au métier ist, kann selbst bei bestem Willen und wachsamem Klugheit verleitet werden, mehr zu hören, als gesagt wurde, — zu öffentlicher Verbreitung gesagt werden sollte. Das scheint dem tapferen Reiter aus Siegerland geschehen zu sein; und die Wirkung war leidig: jäh aufhorchendes Staunen zuerst und dann eine in Heiterkeit umschlagende Enttäuschung. Der greise Kavallerist hat nicht nöthig, sich der Schlappe zu schämen; tröstend hat lange vor ihm der weiße Staatssekretär Alfonso's von Ferrara schon gefragt, welcher Kluge im Vatikan nicht seinen Meister fände. Der Schöpfer dieser Gestalt aber, der sein Leben freilich nie unter das Kreuz gestellt hat, kannte den Hof und kannte die fürstliches Handeln umlauerende Fährlichkeit aus naher Betrachtung, da er den Thronenden nicht für Vertragsschlüsse nur, nein: für alle diplomatischen Verhandlungen als Kenion den Rath gab:

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;

Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.



## Chamberlain als Erzieher.

Unter einem Erzieher im großen Stil habe ich mir bisher immer einen Menschen vorgestellt, der den Willen und den Muth hat, die zur Veremigung der Mediokrität dienenden Maßstäbe zu brechen, die Kraft, die trägt schlummernden, aber brauchbaren Intelligenzen einer Minderheit mit ins Herz zündender Verebtsamkeit für diese Aufgabe mobil zu machen, und jenen weite Wegstrecken vor- und rückwärts überfliegenden Spürsinn, dem es in Feststunden gelingt, für neue Sazungen, Schätzungen und Werthungen neue Maß- und Gewichtseinheiten zu prägen. Und aus nicht beschränkter Erfahrung weiß ich, daß solchen Geistern kein Mittel stark genug ist, Rückständigkeit in Verruf zu bringen. Es sind explosive Naturen, die mit Hestigkeit sich ihrer Eindrücke erledigen und mit leidenschaftlicher Erbitterung an den Grundvesten der Philistertwelt rütteln. Das färbt auf ihren Stil ab: über die logische, der Nachprüfung zugängliche Verkettung der Gedanken ragen, wie riesige Aussichtsthürme, Ideen in Wolkenhöhe empor; und durch ihr Werk rieselt das Blut der Affekte, stürmen die bang und ungestüm pochenden Rhythmen eines Großen und Neues wollenden Herzens. In kritischen Augenblicken denkt sich freilich der Wache der Wirksamkeit solcher Geister auf allen Seiten Schranken gezogen, wie solche ihrem Wissen, ihrer Erfahrung, ihrer Einsicht, ihrem Willen, ihrer Weisheit jedenfalls gesetzt sind; und es scheint unmöglich, daß ein Einzelner die übersprudelnde Fülle der Erscheinungen meistere und den ungeheuren Bereich ihrer Möglichkeiten ausschöpfe. Aber wie viele solcher kritisch wachen Augenblicke giebt es, — giebt es selbst im Leben der Unzahl forschender und denkender Menschen, die sich, wie es unumgänglich ist, einem Spezialfach gewidmet haben? So geschieht heute, was von je her geschehen ist: überall, wo die reine Denk- und Wissenssphäre überschritten und die Urtheils-, Geschmacks- und Aktionsphäre betreten wird, wo kein Senkblei der Wissenschaft die Untiefen des Lebens und der Natur auszumessen vermag, erliegen wir bald dem Zauber einer machtvollen Persönlichkeit, der Suggestion ihrer Ideale und Imperative, bald der Schwarmgeistere eines selbst verworrenen und darum in die Irre führenden Charlatans. Den Vordergrund der geschichtlichen Schaubühne nehmen von je her Genies oder Charlatans ein; meist Beide zugleich. Zu welcher Klasse gehört nun Houston Stewart Chamberlain, der Verfasser der viel genannten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“?

Ich wiederhole nur die, wie mich dünkt, an sich übertriebene kontrastistische Fragestellung, weil sie Einem von überall her entgegentönt. Es giebt zwischen dem Genie und dem Charlatan eine so reich abgestufte Stala geistiger Werthe, eine solche Fülle von echten und Schmaropertalenten, daß

es nicht nöthig scheint, gleich mit extremsten Maßstäben zu wirtschaften; und lebte ich zufällig in irgend einem Utopien, nur von den Wogen des Salzmeeres umrauscht, nur von frischen Seewinden umfächelt, nur in die Kontemplation ewiger Wahrheiten versunken und nur von Zeit zu Zeit durch die Erinnerung in die chaotische Menschenwelt zurückgeleitet, so würde ich von diesen „Grundlagen“, wenn ein Ungefähr sie mir in die Hände gespielt hätte, den Eindruck eines stark anregenden, stark zwiespältigen, in seinen Tendenzen edlen und von Begeisterung getragenen, in seinem Unterfangen kühnen, in seinem Vollbringen aber merkwürdig, fast auffallend ungleichen, vielfach von beträchtlicher Höhe zu stammelnder Ohnmacht herab sinkenden Buches erhalten haben. Solche Bücher sind an sich nichts Neues: die innere Zwiespältigkeit, der Mangel an Endgiltigkeit im Urtheil, der jähe Wechsel zwischen grellster Helligkeit und mittelalterlichem Dunkel, zwischen kältester Verstandesnächternheit und brüthheißem, triebhaft sich äußernden Gefühl, von brutaler Grausamkeit und thränenfeuchter Weichmüthigkeit, der Drang, zu verehren, anzubeten, Autoritäten sich gefangen zu geben, und der Zwang, zu bekritteln, Kritik zu üben und dadurch die Fundamente bestehender Gewalten und herrschender Meinungen zu unterwählen, die Sehnsucht nach Freiheit und die Gebundenheit in allem Persönlichen und allem Politischen, in Religion, Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Wirtschaft und Recht: Das stempelt sie zu modernen Büchern. Das und noch vieles Andere: der laute Ton, die Anreizergeberden, die freche Unbescheidenheit, sich, seine Art, sein Volk, seine Klasse zum Maßstab des Kulturwerthes zu machen. Genug: eine Charakteristik der Sphinx „Modernität“ will ich gar nicht erst versuchen. Das ganze neunzehnte Jahrhundert nun wimmelt von solchen beunruhigenden, aufwühlenden, zerfasern den modernen Büchern: seit Goethe, „der Inhaber eines langen, unzerbrechlichen Willens“, die Augen schloß, scheinen die großen Tasager, die Menschen mit ganzem, ungetheiltem, nicht zerrissenem Bewußtsein ausgestorben, wenigstens auf den Höhen der Menschheit, von wo unsere Führer, unsere Erzieher doch herzustammen pflegen. Die Signatur der Zeiten wird das mephistophelische Wort: *Wißtöne hör' ich*, garstiges Geklimper. Im Praktischen, Mechanischen, Materiellen überstürzen sich Wandel und Wechsel; und das sinnliche Weltbild ändert sich, in Folge berghoch anschwellender Einzelkenntnisse und der immer größer werdenden Herrschaft über sie, so rasend schnell, daß die Zahl Derer immer geringer wird, die im Staude sind, die wichtigsten dieser Wandlungen auch nur mit annähernder Zuverlässigkeit in ihrem Bewußtsein zu registriren. Der Mensch verliert sich in seiner eigenen Schöpfung; je mehr seine Sinne gefesselt werden, desto mehr entgeht ihm ihr Sinn. Im Sozialen und Geistigen mehr noch als im Mechanischen. Wer vom Kampf um die nackte materielle Existenz für einen Augenblick los-

gelassen wird und zum Frage- und Infragesteller nur einiges Talent hat, Der fühlt sich in seinem eigenen Hause, in seiner eigenen Haut unheimlich. Man möchte von sich selbst loskommen und hält Umschau unter den Denkern und Lebensdeutern: Keiner befriedigt, Keiner beruhigt ganz, Keiner hilft, im Chaos neuer Erscheinungen sich völlig zurechtzufinden; Keiner vermochte bisher, die vielen Keime und Ansätze zu neuen Einsichten zu einem organischen Weltbild zu vereinigen, in dem die größten Widersprüche aufgehoben sind und unsere nächste Zukunft, sammt den Wegen (Idealen), die zu ihrer Verwirklichung die Brücke schlagen, sich spiegeln. Dieser Zustand ist nicht nur ungemüthlich: er ist vor Allem unästhetisch; das Wollen ist fahrig und widerspruchsvoll, die Instinkte haben ihre Sicherheit verloren, die konventionellen sozialen Automatismen, vor Allem die moralischen Anschauungen, die ästhetischen Maßstäbe, die Rechtsnormen, sind an vielen Stellen entgleist —: es ist nur allzu begreiflich, daß unter den „Dilettanten“ die kräftigsten, begabtesten, willensstärksten, lebensvollsten von einem reinen Sauerkeitgefühl getrieben werden, ihn zu überwinden. Zu den Dilettanten dieses Schlages glaubte ich Chamberlain zählen zu dürfen, so lange der erste Gesamteindruck maßgebend blieb. Der leidenschaftliche Trieb zur Klarheit und Wahrheit war selbst an den krausesten Stellen nicht zu verkennen. Der manchmal lächerlich gehäufte Ausdruck, die Bilder- und Gleichnißwuth, die nicht selten in leeren Schall mündet, die pathetischen Deklamationen des von vorgefaßten Meinungen befallenen Geistes, die ungerade übertreibende Parteinahme bald für, bald gegen einige ihrer bekanntesten Autoritäten, je nachdem ihre Forschungen seinen Ueberzeugungen oder seinem Massenstandpunkt ent- oder widersprachen (Virchow, Renan, Kollmann, Marx, Engels, den Chamberlain puziger Weise für einen Juden hält, Julius Sachs, der Botaniker), sein philosophiegeschichtlicher und philosophischer Dilettantismus, die fortwährenden prinzipiellen Unklarheiten, das Schwanken also der Grundlage dieser Grundlagen: alle diese sofort in die Augen fallenden Schwächen des Buches konnten dem nicht nach rein akademischen Maßstäben urtheilenden Leser den Eindruck nicht rauben, daß hier ein frisches Temperament mit encyclopädischer Vorbildung und Belesenheit seinen Gedanken und Ueberzeugungen einen persönlichen Ausdruck suchte und oft fand. Aber: man lebt eben nicht in Utopien und bleibt nicht lange seinen platonischen Eindrücken überlassen. Dafür sorgten allein schon die Fanfaren einer — ich darf nicht sagen: „gewissen“ Presse, worunter diesmal die antisemitische zu verstehen wäre, sondern — von Moske bis zu den Judenhassern in diesem Fall merkwürdig einigen Presse. Diese seltene Einmüthigkeit brachte Unerhörtes zu Stande: ein Buch von über tausend Seiten Großoktav fand reißend Absatz; in kaum drei Jahren drei Auflagen; in großen und kleinen Zeitschriften Besprechungen und Würdigungen. In Kreisen,

denen geschichtsphilosophische und kulturkritische Kontroversen nicht gerade Beschwerden zu verursachen pflegen, denen langathmige Versuche, auf dialektischem Wege Weltanschauung zu begründen, unbequem sind und Chamberlains Wagnerbuch höchstens vom Hörensagen bekannt ist, wurde der Verfasser unserer „Grundlagen“ plötzlich ein vertrauter Name und eine nachdrücklich citirte Autorität. Und dieser Einfluß steigerte sich noch, als bekannt wurde, welche auszeichnende Beachtung ihm von Thronen her zu Theil wurde: seitdem empfiehlt das „Berliner Tageblatt“, in merkwürdiger Verkennung des Werthes, den Chamberlain im System kulturschöpferischer Kräfte nach den christlichen Instinkten seiner Seele ihm beimesen muß, diesen Mann seinen Lesern als „Erzieher“. Nichts störte die Freitagstimmung der Bejahenden, den „im Großen und Ganzen“ berechtigten Jubel über die Ankunft eines neuen Wahrheitfinders und Pfadfinders... Was war geschehen? War die Psychologie der menschlichen Seele so von Grund aus verändert? Wird das Strahlende, die Leistung des schöpferischen Genies, des großen Schauenden und Wegweisenden plötzlich zuerst von der Masse erkannt? Von der Masse jener wohl gefestigten, im Bestehenden warm und behaglich eingebetteten Existenzen, die bisher jede neue That des Geistes als paradox, als gegen ihre Meinung gerichtet verletzert und verschrien hat? Ich stelle also fest: das Buch Chamberlains hat kein Aergerniß gegeben und es ist, zum ersten Male in der Menschengeschichte, bei dem Erscheinen eines Philosophen ein Zustand eingetreten, für den die bekannten Worte Emersons keine Geltung mehr haben: „Sehet Euch vor, wenn der große Gott einen Denker auf unseren Planeten kommen läßt! Es ist, wie wenn in einer Stadt eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre, wo Keiner weiß, was davor noch sicher ist und wo es enden wird. Da ist nichts in der Welt der Wissenschaft, was nicht morgen eine Umkehrung erfahren haben möchte...“

Was will Chamberlain? Er will, was die Besten unter den Menschen von je her gewollt haben: Belehrung geben über das Woher und Wohin unserer Entwicklung; unser geistiges und materielles Erbe seinem Werth nach analysiren; Kulturwerke prägen helfen, um kulturschöpferisch zu wirken. Er will, im Anschluß an Lessings Vorhaben in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“, nicht das Gedächtniß beschweren, sondern den Verstand erleuchten, Gedanken und Entschlüsse weiten. Er will dem Glauben an die Zukunft germanischer Kultur und der Völker, die unter ihren Einfluß gerathen sind, neue, felsenfeste Stützen geben. Will die Hoffnung nähren, daß diese Völker einst besser, glücklicher und thatkräftiger sein werden als die Völker der alten Welt, und die Gewißheit geben, daß wir einer neuen harmonischen Kultur entgegenreisen, „unvergleichlich schöner als irgend eine der früheren, von denen die Geschichte zu erzählen weiß.“ Höher kann

menschlicher Wille nicht gespannt sein. Ich füge gleich hinzu: moralisirender, absoluter kann das gesteckte Ziel gar nicht umschrieben werden; es setzt absolutes Wissen um die entlegenste Vergangenheit wie um die fernste Zukunft voraus, dazu noch den Besitz eines absoluten Werthmessers für moralische Größe, für die Plastizität des menschlichen Willens, für Schönheit und künstlerische Gestaltungskraft. Mir scheint: in diesem Unternehmen giebt sich eine bedenkliche Ausschweifung des moralischen und des nationalen Sinnes kund. Zunächst: welche psychologische Naivität, den Gesamtcharakter ferner und fremder Kulturen, die so verwickelt sind, daß die gewiegtesten Kenner nur mit Vorsicht und verlausulirenden Vorbehalten über ihre Einzelheiten ein Urtheil wagen, moralisch und ästhetisch zu richten! Gelehrte und Philosophen werden immer zurückhaltender; Burckhardt und Nießche eröffnen in ihren nachgelassenen Schriften in Bezug auf die Leistungen der Griechen neue Perspektiven, von denen nur der in dreifacher Unbefangtheit urtheilende allgemein Gebildete nichts zu wissen braucht; Umfang und Bedeutung des orientalischen Lehngutes der Griechen beginnt man erst zu ahnen; der Antheil der Semiten an der noch in ihren Ueberbleibseln (besonders in Architektur und Skulptur) imponirenden Kulturen der Ägypter und Assyrer ist von den Fachgelehrten noch nicht aufgeklärt. Dieses und unendlich mehr müßte man wissen, um auf Vergleich gestützte Urtheile über Kulturwerke und Kulturwerthe wagen zu dürfen. Thut man es dennoch, ohne durch die geniale Intuition eines Geistes von Gottes Gnaden einigermaßen dazu legitimirt zu sein, so muß man doch wenigstens, um gläubige Leser zu erziehen, fein säuberlich den Strich hinter das wissenschaftlich Gesicherte und vor das Problematische setzen; denn vor nichts soll der Durchschnitt mehr bewahrt werden als vor der selbstgefälligen Erhöhung der eigenen Art zum Ideal. Vor diesem Mißbrauch, die Werthmaßstäbe aus dem eigenen Busen zu holen, schreibt Chamberlain nicht zurück; er thut es fortwährend, während er in Worten gegen solches Verfahren zu Felde zieht, und bringt so das Kunststück zu Stande, in tausend Seiten Großoktav die These — nicht zu beweisen (denn einen Beweis lassen solche Werthurtheile nie zu), sondern — zu behaupten: daß wir „eigentliche“ Geschichte erst seit dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte haben, daß „moralische Größe“, Das, was aus der Chronik, aus der bloßen Abfolge von Geschehnissen in der Zeit ein teleologisch verflochtenes System sittlicher Thatfachen mache, erst seitdem oder seitdem doch mehr als früher vorhanden sei, daß aller kultureller Fortschritt der letzten fünfzehn Jahrhunderte Germanen zu danken sei. Chamberlain bescheidet sich nicht, zu zeigen, wie mit dem Eintritt der Germanen ein neuer, gewaltiger Faktor in die Gestaltung der Weltgeschichte eingzugreifen beginnt, begnügt sich nicht, diese frische, für alles Große und Edle empfängliche

Menschenrasse mit dem reichen Schatz ihrer Gaben und den sie begrenzenden Einseitigkeiten zu kennzeichnen, um in ruhiger, sachlicher Erörterung darzustellen, was unter diesen Händen aus dem Erbe der alten Welt werden mußte, was thatsächlich aus ihm geworden ist. Bei allem Ueberschwang in der Schätzung einzelner Leistungen muß die Aufgabe in einem historischen Werk immerhin doch historisch gelöst werden. Das heißt: so, daß zunächst das qualitativ Neue in Kunst, Wissenschaft, Religion und Lebenspraxis nicht verglichen, nicht verurtheilt, sondern dargestellt, die Veränderung überlieferter Kulturelemente einmal erst, ohne die lästige Abschätzung, einfach verzeichnet und der Leser zu der Vorstellung einer geschichtlichen Entwicklung gebracht werde. Erst wenn dieser Rahmen einer elementaren Geschichtsdarstellung ausgefüllt ist, kann als ergänzendes Verfahren das bewerthende eingeführt werden. Seine Umkehrung hat schon Fichte als gefährliche Schwärmerei, als „das Gegentheil der Zeitaufklärung“ bloßgestellt. Wir sind daher beglückt, bei unserem Autor zu lesen: „Daher müssen wir von jenem künstlerischen Gestalter eine durchaus positive Geistesrichtung und ein strenges wissenschaftliches Gewissen fordern. Ehe er meint, muß er wissen; ehe er gestaltet, muß er prüfen. Er darf sich nicht Herr rühmen, er ist Diener: Diener der Wahrheit“. Kaum aber sind diese Worte verklungen, so treten wir in eine von platt moralisirenden Elementen überschwängerte Atmosphäre, in ein Durcheinander von Thatsachen und moralistischen Interpolationen, die den unkritischen Leser um den Rest von Besonnenheit bringen müssen.

Nach dem eben abgegebenen Bekenntniß muß er hoffen, in die Nothwendigkeit einer — meinetwegen — aufsteigenden Entwicklung des Menschengeschlechtes einen Einblick zu thun; die Ausführlichkeit, mit der die Griechen, die Römer und, vor Allem, die Juden behandelt und Bedeutung und Werth des von ihnen Ueberkommenen erdettet, ihr Beitrag zur heutigen Kultur abgeschätzt wird, muß ihn in dieser Hoffnung bestärken. Er sieht, wie die Grundlagen der seine germanische Kultur tragenden Ideologie auf der Antike und, auf dem beschränktem, aber so überaus wichtigen religiösen Felde, dem Judenthum beruhen. Er besinnt sich, daß die geläufigsten moralischen Kategorien (stoisch, epikuräisch, cynisch, skeptisch) bis auf die Benennungen erborgt, daß seine religiösen Erinnerungen überall an semitischen Ueberlieferungen orientirt sind, daß aus der durch diese moralischen und religiösen Vorstellungen befruchteten Phantasie die abendländischen Literaturen und bildenden Künste ihren Stoffkreis und noch viel mehr entnommen haben, daß seine in der Philosophie gipfelnde Weltanschauung durch die Begriffsdichtungen der Griechen bis auf den heutigen Tag bestimmt wird (Kant bewegt sich in platonischen Gedankengängen, wovon noch die Rede sein muß), und wird sich auf den Nachweis gefaßt machen, wie die germanische Eigenart auf der ge-

gebenen historischen Grundlage, auf der sich ihr Eintritt in die alte Kultur vollzog, eine spezifisch andere, qualitativ, aber nicht materiell neue Kultur schuf. Da wäre Zusammenhang, Entwicklung, geschichtliche Nothwendigkeit. Da wäre Wissenschaft und Wahrheit, Verknüpfung materieller Thatfachenbestände, worunter ich auch die Geschichte von Ideen, ihre Ausbildung und Umbildung, den unaufhörlichen Wechsel im Bestande ihrer Merkmale, ihre Entstellungen, Einkleidungen und Verpuppungen, schließlich auch ihre vor- und nachgesprochenen Werthschätzungen, mit einem Wort: ihr rein dokumentarisches Leben verstehe. Hätte Chamberlain Das gethan, so würde der weniger historisch gebildete Theil seiner Leser mit Staunen gesehen haben, wie Alles, was Kultur begründen hilft, durch Räume und Zeiten in einander greift, wie etwa im Einzelnen Platons Vorstellung von der intelligiblen Welt, von der Freiheit des Gewissens und der Autonomie der Vernunft bis ins Herz der deutschen Metaphysik gedrungen ist, was Kant ihm, was Leibniz dem Aristoteles, was die Naturrechtler (Grotius, Hobbes, Gentili, Pufendorf) der Stoa, was die Skeptiker wie Montaigne dem Pyrrho und Aenesidem, was Vassendi, der an einer von größter Unwissenheit strotzenden Stelle in falschen Zusammenhang gebracht wird, dem Epikur, kurz: was auch nach Scholastik, Reformation und Renaissance noch alle denkenden Menschen des Abendlandes mit mehr oder minder Bewußtheit der Philosophie der Griechen verdanken, denen Chamberlain den Ruhm abspricht, die größten Metaphysiker gewesen zu sein. Wäre in ähnlich sachgemäßer Weise von dem künstlerischen Erbe der Griechen gehandelt worden, von der unvergleichlichen Plastik ihres Auges und ihrer Hände, so wäre dem Leser deutlich geworden, ein wie großer und wichtiger Theil der Kulturentwicklung dialektisch verläuft, wie wir im Ney überkommener Vorstellungen zappeln, auch wo wir originell sind oder scheinen. Aber ohne diese sachlichen Erörterungen, ohne Klarheit und Ordnung gleich zu der problematischen Werthschätzung, zur Censurentheilung übergehen, ist wissenschaftlicher Atavismus, ist „Geschrei“, um mit dem auch von Chamberlain hochverehrten Lionardo zu sprechen.

Aber ich gebe zu, daß die Werthfrage der Tradition gegenüber unvergleichlich wichtig ist: jede Kulturkritik stellt sie, muß sie stellen. Chamberlain empfindet, wie jeder moderne Mensch, das Ueberwuchern des Historischen und Ueberkommenen als Uebel; er weiß, daß es einem Amalgam aus edlen und unedlen Metallen gleicht und die Noth der Gegenwart zur Analyse drängt. Leben bedeutet das Assimiliren und Ausscheiden von Nährstoffen, auch im Geistigen: wir sind nicht nur von der Antike befruchtet, wir genießen, unendlich gefördert, nicht nur ihr Schönstes und Unentbehrlichstes, sondern wir leiden unter ihrem Zuviel, unter der ewigen Bevormundungs- und Vermittlerthätigkeit der Geisteswissenschaften. Wir wollen uns jung und

frisch fühlen, wollen nicht auf Schritt und Tritt durch unverbauliche Bestandtheile des Erbes gehemmt werden. Dem jüdischen Erbe gilt Das noch in viel höherem Grade. Chamberlain hat Recht: Wir Abendländer sind sämmtlich „Judenknechte“. Die Bibel ist das mächtigste Buch, auch heute noch. Ihr verdankt die christliche Welt, also der europäisch-amerikanische Kulturkreis, fast ausschließlich noch die Einführung in das Sittliche, die Einübung sittlicher Vorstellungen und Verhaltungsweisen. Hier nun, bei der Behandlung der Frage, wie unser Judenthum in der Religion beschaffen, vor Allem: wie es geworden ist, wie sich um den Kern der ursprünglichen Lehre Christi allerhand Schalen und Krusten gebildet haben: jüdische Chronistik, materialistischer Messiasglaube, ägyptischer Asketismus, Platonismus, Plotinismus, die krause Mystik und Kabbalistik der nach Christi Geburt sich durcheinanderschiebenden Völker und Rassen, bis schließlich die Kirchenlehre, bis schließlich der Katholizismus fertig war und die Scholastik die Zucht der Geister Europas übernahm, — hier zeigt sich Chamberlain außerordentlich bewandert im Thatsächlichen; und obgleich auch hier die fanatische Leidenschaftlichkeit der Parteinahme jede ruhige Darstellung und saubere, durchsichtige Gestaltung stört, ist es doch möglich, zu sehen, nach welchen Maßstäben er urtheilt; denn auch die falsche oder gewagteste Konstruktion von Zusammenhängen, die ungeheuerlichsten ethnographischen Verfliegenheiten und die bei der Darstellung der Lehre Christi besonders geschmacklosen Ausfälle gegen den Semitismus dienen im Grunde nur dazu, seine Meinung über die Unvergleichlichkeit ihres bisherigen Werkes und ihres dauernden Werthes ins große Licht zu rücken. Aber seinen sonstigen Werthungen gegenüber bleibt man fast immer im Unklaren, nach welchen Merkmalen er sie vornimmt: es fehlen die Maßeinheiten, es fehlt der Zollstock. Lesern von empfindlichem Geschmack macht diese Sünde gegen die elementarsten Erfordernisse wissenschaftlicher Reinlichkeit die langsam nachprüfende Lecture des Buches mitunter zu einer Marter.

Darin ist nun von nichts mehr als von Kultur die Rede, — in einem Werk dieser Art, dieser Bestimmung begreiflich genug, obgleich mir scheint, Chamberlain leide, mehr als er ahnt, unter dem Aufklärerwahn, Geschichte machen, die Geschichte neu anfangen zu können, wenn man nur wolle. Wenn ich an die Unterströmungen in Sinn und Haltung dieser „Grundlagen“ denke, so fühle ich mich an das unzeitgemäße Wort Nietzsche's erinnert: „Formt in Euch ein Bild, dem die Zukunft entsprechen soll, und vergeßt den Aberglauben: Epigonen zu sein“. In einem Buche über die Nachtheile der Historie hat diese Titanenauflehnung gegen die Einspannung in eine unbarmherzige Kausalkette Sinn; ob auch in einem Unternehmen, das sich als nächste Aufgabe stellt, unsere Kulturerbschaft auf Inhalt und Werth zu prüfen, scheint mir sehr fraglich. Wenn man Chamberlain die Klage



stöhnen hört: es sei den Germanen nicht vergönnt gewesen, aus sich selbst heraus eine nationale Kultur zu erzeugen, sie hätten sich, in der Blüthe ihrer jugendlichen Raivetät, mit der Antike und dem greisenhaft entarteten Judenthum abfinden müssen; wenn man aufgefördert wird, sich der völligen Unvergleichbarkeit ihrer Anlagen zu erinnern, und fast durchgehends die anthropologischen Verschiedenheiten der Menschenrassen so vergrößert dargestellt werden, als ob ihr Gemeinsames zum Mitleben und Mitleiden nicht ausreichte: dann ist Einem überhaupt schwer, sich unter den Begriffen „Geschichte“, „Kultur“, „Civilisation“ Etwas wie Einheiten vorzustellen. An der Stelle, wo dem Wesen und der Entwicklungsgeschichte des Naturrechtes eine auf verbläffendem Mißverständnis beruhende Beachtung geschenkt wird, obgleich der Leser hier mehr als anderswo hätte erfahren müssen, daß dieser „durchaus unrömische“ Begriff nicht asiatischer Prinzipienvereiteri und Dogmatik entsprungen ist, sondern dem griechischen Denken (Siehe Aristoteles' Ethik und Stoa!), daß es also eigentlich gar nicht nach einem idealen Recht, sondern nach einer idealen Norm für alle Rechtsbildung suchte, daß das universalistische und kosmopolitisch gerichtete Christenthum diese Tendenz unterstützen mußte, daß die großen Naturrechtslehrer des siebzehnten Jahrhunderts die Emanzipation vom kirchlichen Lehrbegriff durchsetzten, daß Rousseau, Kant, Fichte in ihren Rechts- und Staatslehren sich in den überlieferten naturrechtlichen Anschauungen bewegen, daß alle ethische (christlich-soziale) und wirtschaftliche Demokratie sie in sich aufgenommen haben, — an dieser Stelle nun feiert Chamberlain in hebräischer Terminologie den „einen einzigen“ menschlichen Geist als den freien Schöpfer und herrlichen Erfinder des Rechtes; aber den Zweckbegriff als den Denkmodus, nach dem es „erfunden“ wurde, haßt er. Haßt er, weil er von Aristoteles herkommt. Den teleologischen Mißbrauch, den die ganz „selbständigen“ deutschen Denker der leibnitz-wolffischen Schule mit ihm getrieben haben, kennt er offenbar nicht. Man begreift nicht, wie ohne ihn der Kulturkritiker sein Geschäft betreiben will. Denn er ist der einzige, mit dessen Hilfe wir uns im Labyrinth der Geschichte einigermaßen zurechtzufinden anfangen, der einzige, ohne dessen Stütze Eigenleben, Gesellschaft, Staat, Volk, Rasse, Menschheit „Karrenhäuser“ werden. Erste biologische Denker, wie Boer und selbst Mach, heißen ihn sogar für die organische Naturbetrachtung unentbehrlich. Leibnizens Philosophiren gab er Marx und Odem. Die idealistisch gerichteten deutschen Systeme der Philosophie von Kant und Fichte bis auf Loge und Wundt bewahrt er vor dem Zusammenbruch. Die „spezifisch“ germanisch sein sollende Weltanschauung setzt ihn voraus, obwohl Schopenhauer, unter diesem Gesichtspunkt, das Unglück widerfährt, als nicht spezifisch germanisch gelten zu können.

Ich lehre, nach dieser — einem solchen Buche gegenüber wohl ver-

zeitlichen — Abschweifung, zu der Frage zurück: ob es für vergangene und gegenwärtige Kulturen gemeinsame Maßstäbe der Beurtheilung gebe. Zusammenhänge, Abhängigkeiten, ein tausendfältig verschlungenes Netz von Beziehungen, die, in historischer Zeit, Orient und Occident in so wesentliche, in so enge organische Berührung bringen, daß man immer wieder versucht ist, ihre Geschichte als Einheit aufzufassen und darzustellen und die Entität „Menschheit“ immer wieder Gestalt annimmt, scheinen dem Bedürfnis zu wehren, einzelne Kulturabschnitte zu bewerten, als ob sie selbständige Leistungen physischer Personen seien. Aber das Bedürfnis scheint nicht auszurotten. Daher wird die Frage immer dringlicher: Woher nimmt es seine Maßstäbe? Wir wissen heute zur Genüge, daß es gemeinsame Maße weder giebt noch geben kann. Freilich: die einzelnen Rassen, Völker, Klassen und Kasten, die einzelnen Individuen, besonders die selbständig denkenden und fühlenden, von der Masse differenzirten, haben ihre Ideale. So lange es gilt, sich im engeren Bereich einer ethnographisch, sprachlich und staatlich einigermaßen fest umschriebenen Volksindividualität (diese im Sinn der deutschen Romantik und historischen Rechtsschule) zurechtzufinden, kann man sich an die „herrschenden“ Meinungen und Ueberzeugungen als an die gültigen Werthe halten. Von den Werthordnungen, die auf solche Weise zu Stande kommen, lohnt sich aber kaum zu sprechen; oder es verlohnt sich, von ihnen zu reden, wenn man die Handlungen einzelner Menschen oder Menschengruppen in ihrer ganzen Beschränkung und Beschränktheit begreifen will. Sie sind voll widerlichen und anmaßenden Pharisäerthumes, dehnbar wie Kautschuk, instinktiv von Bedürfnissen und Interessen zurechtgebogen, auf dem schwanken Grunde der Wünschbarkeit errichtet, von allerlei Täuschungen, Illusionen und Autosuggestionen schöngefärbt, kurz: alle von Bacon so meisterlich dargestellten Ideale des Marktes spiegeln sich in ihnen. Und selbst die individuellen Beurtheilungen, die der Beachtung werth sind und die Ueberzeugungen des belehrbaren Durchschnittes bilden helfen, sind durch Milieueinflüsse und die Schranken des individuellen Geistes in einer solchen jeder Kontrolle unzugänglichen Weise eingeengt, daß auch sie nicht die gesuchte Quelle der objektiven Werthe abgeben können. Wir sehen die Folgen dieses Mißstandes deutlich vor Augen: so lange die Geschichte lediglich registriert, Statistik bleibt, Thatenzusammenhänge dokumentarisch nachweist, Ueberungen und Wechsel des materiellen und ideologischen Lebens verzeichnet, vermag sie Wissenschaft zu sein; so lange sie die Willensreihe, die diesen „geschichtlichen Thaten“ parallel laufenden Motivationen festzustellen, also von der sinnlichen Symptomenreihe auf die innere Bewußtseinsreihe zu schließen trachtet, unternimmt sie praktisch Unmögliches, jedoch theoretisch wenigstens nicht Undenkbares; aber sie ist blind oder geht auf abthätliche Irrfahrt

unreifer Geister aus, wenn sie vorgiebt, ihren Beurtheilungen von in Zeit und Raum auseinander liegenden geschichtlichen Thatfachen gemeinsame Maßstäbe oder einen Generalnenner zu Grunde legen zu können. Die klüglichen geschichtsphilosophischen Betrachtungen Chamberlains gehen an solchen elementaren Erwägungen einfach vorbei, als ob er nicht wüßte, daß die kundigsten und geistvollen Männer den uns am Wichtigsten dünkenden Abschnitten der menschlichen Geschichte entgegengesetzte Werthe beimessen. Antike, Christenthum, Mittelalter, Renaissance, Reformation und Gegenreformation (Jesuitismus), Rationalismus des siebzehnten, Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die Revolutionen und Kontrerevolutionen im politischen und wirtschaftlichen Leben der Neuzeit: es ist wirklich unnothig, zu sagen, daß sie höchst selten eindeutig begriffen, fast nie eindeutig bewerthet wurden. Ob etwa die Griechen der besten, stärksten, tapfersten Zeit nicht mehr eigentliche Kultur, mehr eigentliche Geschichte hatten als wir heute, ob nicht zwischen ihrem Wesen und ihrer „Erscheinung in der Zeit“ mehr Harmonie bestanden habe, mehr Zusammenhang zwischen Kunst, Religion und Leben, mehr Uebereinstimmung zwischen Ideal und Wirklichkeit, als heute in irgend einem christlichen und germanischen Staate bemerkt wird, möchte erst noch zu entscheiden sein. Wie Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt und Schopenhauer ähnliche Fragen beantwortet hätten, ja, dem im Heiligthum ihrer Werke bewanderten Leser beantwortet haben, müßte Herr Chamberlain wissen. Die Schönheit und Vollkommenheit einer Kultur hängt nicht von dem Reichthum an materiellem und ideellem Besitz, sondern von dem Maße ab, in dem dieser Fleisch und Blut geworden ist, in den Handlungen seiner Eigenthümer lebt, in der Sitte sichtbar wird, im Aesthetischen in die Erscheinung tritt. Von diesem Standpunkt aus wäre es denkbar, die japanische Kultur vor der Zeit der westeuropäischen Importe einheitlicher, ganzer, schöner als unsere zu nennen, deren verfahrenere, unübersichtlicher, überladener, im Moralischen, Aesthetischen, Politischen und Wirtschaftlichen dissonirender Charakter den tiefsten Beurtheilern des neunzehnten Jahrhunderts, Männern wie Fichte, Carlyle und Ruskin, den Anglisten auf die Stirn trieb. Der Eine erklärt das Klassen- und Kastenwesen, die Zünfte und Gilden, den Feudalismus und die Glaubensstärke des Mittelalters für vollkommener, für dem Wesen und der Würde des Menschen zuträglicher als das moderne Industriefystem, die Herrschaft des mobilen Kapitals, die Freizügigkeit, die Lohnsklaverei und den Agnostizismus positivistischer Wissenschaft. Der Zweite preist die Renaissance gerade wegen ihrer heidnischen Richtung, wegen ihrer bewußten Auflehnung gegen religiöse Weltvereinung, wegen ihrer Kunst- und Prunkliebe, wegen ihrer Anbetung eines schrankenlosen Individualismus (im uomo singolare), wegen ihres Geniekultus, ihres werktätigen Hasses der Kleinleutenmoral, ihres

Macchiavellismus. Für Ruskin sind Gothik und Borrenaissance Gipfelpunkte der Kunstentwicklung, die Renaissance ist ihm eine Zeit künstlerischen Vorfalles. Herman Grimm konnte ihm diese Anschauung nie verzeihen. Carlyle nennt Goethe den wichtigsten Deutschen nach Luther, Goethe selbst aber stellt diesen wichtigsten Deutschen hinter Erasmus. Genug: Jedem ist eine Fülle antithetischer Beurtheilungen zur Hand. Sie beziehen sich auf „ganze“ Kulturen und ihre einzelnen Theile. Sie beziehen sich bald auf einzelne führende Männer, deren Bedeutung Chamberlain an markanten Stellen seines Werkes manchmal à la Carlyle und Niepce einschätzt, bald auf die anonymen Kräfte, die an nicht weniger markanten Stellen als die Schöpfer der Geschichte in Anspruch genommen werden. Das feste Temperament Chamberlains setzt, wie ein guter Renner, über alle diese Hindernisse unbedingt hinweg. Durch die fortlaufenden Beurtheilungen von Individuen, Zeiten, Völkern, Rassen wird aber aller Pragmatismus unterbrochen und Einem zugemuthet, zu glauben, daß es möglich sei, die schöpferische Bedeutung aller einzelnen Determinanten nach Jahrtausenden zu bestimmen, wenn man nur die Phantasie hat, sich Begriffe wie Christenthum, Judenthum, Antike, Völkerchaos, germanische Weltanschauung und ähnliche Abstraktionen als stetige, festumgrenzte vorzustellen, und den Muth, sie als unveränderliche Maßeinheiten zu verwerthen. Dabei muß man anerkennen, daß der Text sehr oft an glücklichen Einzelbemerkungen reich ist; die Charakteristik des Zustandes, der in den ersten Jahrhunderten nach Christo durch Vermischung antiker und jüdisch-christlicher Vorstellungen, durch die (nur in Chamberlains Augen nicht) unauslösbare Verschmelzung griechisch-römischer mit orientalischen Ideen, vor Allem aber durch eine unter den Fittigen des sich machtvoll ausbreitenden Christenthumes sehr begreifliche Blutmischung und Rassenbastardirung eintrat, ist oft höchst anschaulich; aber bei der Durchführung geht es begriffswirrig zu. So soll die neue Welt aus drei Elementen entstanden sein: dem jüdischen, dem antiken, dem germanischen. Das Antike und das Germanische haben, scholastisch gesprochen, am Arischen Theil: insofern erhalten die lebensvolleren, untergeordneten Begriffe von dem leeren Allgemeinbegriff Werth und Bedeutung. Das Jüdische wird als unbequemer Eindringling betrachtet, als lästiger Konkurrent, auch im Geistigen. Seine sittlichen und Rechtsvorstellungen sind ganz schön für eine im Ganzen inferiore Rasse, aber sie fügen sich den arischen nicht ein; seine höchste Leistung geht bis zur Forderung der Unterordnung unter das Gesetz, sein Ideal auf den Glauben an die Verwirklichung des Ideals: die Juden sind, wie schon Schopenhauer sie genannt hat, rucklose Optimisten, ihr Wille ist unersättlich auf die Güter dieser Erde gespannt. Daher ihre Kraft und ihre Beschränktheit. Genau so Chamberlain, der, aus ethnographischen und kulturellen

Gründen, dem Antisemitismus hulldigt, obwohl er, selbst in dieser Lieblingsabneigung (pet aversion) nicht konsequent, dem Juden und Judenthum Epitheta beilegt, die eigentlich den Stolz jeder Rasse ausmachen würden. Doch herrscht die Ablehnung vor. Im Gegensatz dazu wird nun das Aische, Indoiranische konstruirt. Es genüge vorläufig, zu wissen, daß dieses Element alle höchsten Werthe aus sich heraus konstruirt und immer wieder als Das dargestellt wird, was „eigentlich“ die ganze heutige Kultur aus sich heraus geschaffen hat oder zu schaffen vermocht hätte. Was Chamberlains Ideal germanischer Weltanschauung und germanischer Kultur nicht entspricht, wird auf die Nachwirkung des Semitentumes und des Prügelnabens „Völkerchaos“ gesetzt. Aber die Ursprünge des Christenthumes gehen in jene chaotischen Zeiten der Rassen- und Ideenvermengung zurück. Augustinus und ein großer Theil der Kirchenväter gehen auf sie zurück, wurzeln in ihr. Jeder Schritt vorwärts ging durch sie hindurch. Der Caesaropapismus, die unentbehrliche, organisirende, sittigende und versittlichende Macht des Mittelalters, wurzelt in ihr; er bildet dadurch auch durch Jahrhunderte die Hochschule der Kultur für das Germanenthum und die romanischen, zum Theil aus germanischem Blut errichteten Staaten. Ist nicht Gutes wie Schlechtes — um in der banalen, moralisirenden Terminologie des Buches zu bleiben —, Bleibendes und Verwesendes, dauernd Werthvolles und Vergängliches aus der selben geschichtlichen Lage geboren? Läßt sich das Eine vom Anderen trennen? So trennen, als ob das Eine ohne das Andere hätte möglich sein, hätte wirklich werden können? Und lassen sich, vor Allem, die von den einzelnen Elementen herrührenden Einschlüge in das einheitliche Gewebe deutlich von uns aus scheiden? Wir werden bald sehen, wie radikal die so, vom Ethnographischen her, konstruirten Werthformeln von ihrem eigenen Schöpfer wieder entwerthet werden, — man ahnt, das Christenthum und die Sprengung des antiken Kulturkreises durch das sogenannte Völkerchaos werden, neben so vielem Anderen, Schwierigkeiten machen. Aber was die meisten Leser, von ihren Zu- und Abneigungen heimlich unterstützt, am Deutlichsten als Novissimum dieses Werkes begriffen zu haben glauben: daß die einzelnen Rassen der Art nach verschiedene Werthgefühle besitzen, daher auch der Art nach verschiedene, einander ausschließende Kulturwerthe schaffen und diese Erkenntniß das praktische Verhalten der heutigen Menschen bestimmen muß: Das ist als Tendenz dem Werk so greifbar ausgeprägt, daß man von ihr aus versuchen muß, es und seinen Erfolg zu verstehen. Hier haben wir also endlich den Maßstab, mit dem Chamberlain seine Kulturkritik betreibt.

Wir werden uns also einprägen müssen, daß die plis de la pensée, die ganze Ideologie, die der Mensch in seinem Kopfe trägt, an die Bindungen seines Gehirnes, das ganze Wesen, das er offenbart, an die anatomischen

Merkmale seines Baues, — nicht allein gebunden sind, denn Das wäre eine Trivialität, nein: aus ihnen allein abgeleitet werden können. Es handelt sich, wie man sieht, um eine ethnographische Lokalisierung der Kulturfähigkeiten der Mittelmeerböcker. Hinter diesen ethnographischen Maßstab treten die besonderen moralischen, ästhetischen, intellektuellen und praktischen Maßstäbe zeitweilig ganz zurück. Die Vorstellung von der „Menschheit“ als einer einzigen Thier-Gattung mit vielen zum Theil stark unterschiedenen Varietäten, von einer gemeinsamen Bestimmung des Menschengeschlechtes, von ihrer aufsteigenden Entwicklung zur Humanität, von Gemeinsamkeiten in Denken, Fühlen und Wollen, die an Zeit- und Raumverhältnisse gebundene Verschiedenheiten am Ende doch siegreich überspringen, ist achtzehntes Jahrhundert, ist Kosmopolitismus und Universalismus, vielleicht auch Christenthum und etwas Lessing, Herder, Kant, Fichte (Naturrecht!), Comte, stellt vielleicht auch eine Tendenz dar, die zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und mit stark abgestufter Kraft in die Geschichte der Einzelvölker eingreift, gegenseitiges Verständniß und Verträgniß schafft und gemeinschaftlichem Kulturbesitz den Boden bereitet. . . . Doch ich bitte den Leser, vorläufig Anmerkungen zu unterdrücken, die in den „bodenlosen Abgrund der Allgemeinheit“ führen, und sich an Chamberlains ethnographische oder, wie Baer höhnt, zoologische Gründe zu halten. Er vergesse also über der Sitte, dem ethnographisch und sinnlich Bedingten, die Sittlichkeit, über den positiven Rechts- und Wirthschaftsordnungen die Gerechtigkeit, über den lokalen Regeln und Maximen des Handelns die allgemeingiltigen Normen; er vergesse, daß des größten germanischen Denkers unablässige Sorge der Begründung der allgemeingiltigen, zeit- und raumlosen Welt der Werthe, ihrer transszendenten im Gegensatz zur anthropologischen Grundlegung galt und daß Chamberlain ihn, Immanuel Kant, den großen Platoschüler (von welchem Schülertum unser Autor freilich nichts ahnt), als den Felsen bezeichnet, auf den sich die germanische Weltanschauung stütze. Er vergesse über den zoologischen Gründen, von denen Chamberlain mehr noch als Gobineau (den er auf jeder Seite citiren mußte!) berauscht ist, die abertausend Thatsachen des Einzel- und des Völkerlebens, die beweisen, daß neben den differenzirenden, absondernden, ausschließenden Tendenzen der Kultur harmonisirende, aus- und angleichende im Werke sind, wie ein Feuer, das man zu ersticken sucht, das aber trotzdem bald hier, bald dort durchbricht und sich emporzüngelt. Für Chamberlain ist das national Beschränkte, die charakteristische Form menschlicher Gestalt und Bildung nicht nur der historische Anfang, sondern soll und muß — nach den maclanten Stellen — Ende bleiben: ein Willensakt, wie weiland der Sozialkontrakt Rousseaus, soll ihn verewigen, soll universalistischen Stimmungen und Institutionen wehren. Der unversöhnliche Haß gegen den Universalismus

der katholischen Kirche, gegen die aus christlichen Prinzipien durchaus richtig begründete Vaterlandlosigkeit des Jesuitismus, gegen die auf der Erinnerung an das Naturrecht und mehr noch auf wirthschaftlicher Basis ruhenden Verbrüderungsideen der Sozialisten nährt diese Ueberzeugung und hindert unseren Schriftsteller, zu begreifen; dem unbefangenen Leser aber wird die Vorstellung suggerirt, all Das hätte anders sein können: diese weltgeschichtlichen Organismen und Strömungen seien Teufelswerk, nämlich das Werk der Mächtigen des Völkerchaos, also unarisch und ungermanisch; der große Kampf des Mittelalters zwischen Kaiser und Staat hätte sich vermeiden lassen. Als ob die Civilisirung der Germanen, ihre Rüstung für die ihnen zufallende Aufgabe, die Kultur der alten Welt fortzupflanzen und neu zu gestalten, durch andere als universalistische Mittel bewirkt werden konnte, wenn dem germanischen Geist zwischen Universalismus und Nationalismus die dunklen Mächte des völkerrechtlichen Gemengfels nicht entgegengetrebt hätten und noch entgegenstrebten (Rom der „Urheber“ des Völkerchaos)!

Dr. Samuel Saenger.



## Ein Nothschrei.

Die folgende Supplik ist an Herrn van Zuylen, Vorsitzenden des Automobilklubs von Frankreich, abgegangen:

„Herr Präsident, La plus noble conquête de l'homme hat Herr von Buffon, der nur in Spitzenmanschetten schrieb, uns Pferde genannt. Was giebt es freilich Ehleres als uns? Seiten auf Seiten, Bände auf Bände ließen sich mit den Heldenthaten unsererer ruhmreichen Ahnen füllen. Pegasus, das Trojaniſche Pferd, Bucephalus, Bayard, Rosinante, ja, Boulangers Nappe, der in unserer Mitte als Hiaferkollege endete: sind sie Ihnen nicht Beweis genug? Wir bilden kein Geschlecht niederer Herkunft. Klio trug unsere Namen in die Tafeln der Geschichte ein. Und wenn wir nicht Heldenthaten vollbringen, verdienen wir unser täglich Brot im Schweiß unseres Angesichtes (Ja wohl: Angesichtes, Herr Präsident). Wir tragen, ziehen und schleppen, was Eure kleine Menschenkraft nicht bewältigen kann. Selbst das freche Zweirad muß oft heilfroh sein, wenn es nur im Hiafer nach Hause gelangt. Endlich bedenken Sie, Herr Präsident, wie lieblich Ihnen eine stille Zwielfahrt durch das Bois de Boulogne einst erschien. Alles schweigt, einzig des leichtfüßigen Hiafergauls Fuß tönt durch die Stille. . .

Und dieses Idyll soll ferner durch das neuerfundene Ungeheuer mit dem asthmatisch klappernden Herzschlag und dem verpesteten Odem unterbrochen werden? Der Chauffeur im sinkenden Gummilleid mit entstellender Brille soll Roß und Kutscher, ja, den galanten Liebhaber ersetzen?

Welches Gefallen köunt Ihr an der widrigen Hornisse haben, mit Laternen gleich den bösen Augen eines stacheligen Insektes, dem man den Leib

abgeschnitten hat? Dieses Wesen gefällt Euch auch gar nicht. Doch als Kilometer fressende, dem Häßlichen verfallene moderne Menschheit sagt Ihr, daß diese stählerne Dornisse Euch schneller durch den Raum trägt als wir. Das genügt Euch, Gemüthsmenschen, die Ihr seid.

Wir aber sind auf den Aussterbeetat gesetzt. Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. Und da nach Darwin nur der Schwächere im Kampf ums Dasein unterliegt, werden wir einst als ‚die Schwächeren‘ im Andenken der Menschen bleiben! Als ob es pferdemöglich wäre, gegen Eisen und Elektrizität, statt gegen Fleisch und Bein, im Wettbewerb zu kämpfen! Das ist zu viel der Perfidie. Und gegen diese Verunglimpfung des Nachruhmes eines starken Geschlechtes protestirt wiehernd Hotteshüh, Droschkengaul.

Ich schließe mich dem geehrten Vorredner, meinem alten Freunde, in eigener Sache an. Verhungern müssen, Herr Präsident, — es ist ein gräßlicher Gedanke! Und dieses Schicksal verhängen Ihre schnaubenden, stäubenden, stinkenden Ungeheuer über unsere Spazenhäupter.

Aux petits des oiseaux Dieu donne la pâture, sagt der Dichter. Bald, Herr Präsident, werden Sie diesen genialen Mann Lügen gestraft haben. Durch Ihre Schuld wird die tausendjährige Versicherung auf Gegenseitigkeit, die zwischen den Rassen, unseren Nähreltern, und den Spazern, ihren Kostgängern, besteht, bald der Vergangenheit angehören. Wir fingen die lästigen Insekten weg, die Rasse aber versorgten uns mit Futter. Sie können sich ja nicht vorstellen, Herr Präsident, welch wonniges Wohlbehagen der Anblick einer Reihe goldiger, stilldampfender Häufchen einem mit Familiensorgen belasteten Spazenhergen erweckt! Und das Schauspiel ist besonders schön, wenn es sich mit dem Ausblick auf den Karoussellplatz oder die Champs Elysées verbindet. Denn, Herr Präsident, wir sind durchaus nicht nur Materialisten, mag die rauhe Presserin Roth uns auch zwingen, unsere Nahrung tief unten zu suchen.

In diesem Punkt nun, Herr Präsident, taugen Ihre Motorwagen absolut nichts. Ich will Ihr Hartgefühl nicht weiter auf die Probe stellen (die Menschen beurtheilen diese Dinge eben anders als wir), doch — Sie verstehen mich schon — mit Dem, was Ihre Löff-Löff auf der Straße hinterlassen, ist für uns nichts anzufangen. Auch der pfliffigste Spaz wird darin nichts als einen widerwärtigen chemischen Dreck entdecken. Nun stellen Sie sich aber vor, Herr Präsident, was werden soll, wenn alle Hotteshühs erst abgetaktet, ausgestopft und in die Museen gewandert sind. Wie sollen wir unsere Nachkommen ernähren, wenn die schönen, sicht- und ehbaren Spuren von Hotteshühs Erdenwallen außer Umlauf gesetzt, vom Strahendamme verschwunden, nur noch als Petrefakte vorhanden sind?

Deshalb stehe ich Sie, Herr Präsident, im Namen all meiner geflügelten Bettern und Basen, auf einem Beinchen stehend, unterthänigst an: Verhindern Sie das Aussterben der Hotteshühs oder (denn Jeder ist am Ende doch sich selbst der Nächste) geben Sie dem Automobil einen Stoff zu fressen, dessen auf dem Strahendamme deponirte Reste jeder gute Spaz nahrhaftiglich verwerten kann.

In sicherer Hoffnung auf Erfüllung meiner Bitte habe ich die Ehre, mich zu empfehlen als Ihr unterthänigst ergebener Treckschpaz.“

Die Uebereinstimmung mit dem Original bestätigt



## Vom hohen Rabbi Löw.

Der hohe Rabbi Löw in Prag kann mehr als beten,  
 Kann Geister beschwören und aus Lehm feste Burschen kneten,  
 Und legt er der Puppe das Pergament auf die Zunge  
 Mit dem Zauberspruch drauf und: „Lauf, lauf mein Junge!“  
 So läuft er und thut, was der Meister ihn heißt,  
 Und setzt ihm das Haus und rückt ihm die Kasten,  
 Geht ein und aus und schleppt ihm die Lasten  
 Und wacht vor der Thür und rennt in die Stadt,  
 Weil er den Schem auf der Zunge hat.

Aber Löbls Riffle, die dumme Gans,  
 Ist einfach vernarrt in den lehnigen Hans,  
 Weil seine Wangen so rosig schimmern,  
 Weil seine Augen so treuherzig flimmern;  
 Sie träumt von ihm so Tag wie Nacht.  
 Wenn er sie anguckt, glaubt sie, er lacht,  
 Ruft ihn und lockt ihn mit Worten und Blicken,  
 Möcht' ihn so gern an das Nieder drücken;  
 Bis Mutter Löbl dahinter gekommen  
 Und die blöde Riffle zum Rabbi genommen.

Der hohe Rabbi Löw hört zu; ihm ist,  
 Daß er, statt zu rathen, laut auflachen müßt'.  
 Er ruft seinen Knecht, hat mit ihm gesprochen;  
 Der nimmt das Mädcl, ihr krachen die Knochen;  
 Sie schreit, sie weint. Der Bursche drückt,  
 Er preßt die Riffle, fast wär' sie erstickt.  
 „Lauf, lauf, mein Junge!“ Da läßt er sie aus,  
 Schleppt Riffle beschämt ihre Knochen nach Haus . . .

Und wie nun die Mutter ihm danken will,  
 Sagt der hohe Rabbi Löw: „Du, Esther, sei still!  
 Hast Du Dich als Junge nicht auch in die Kraft  
 Und die glänzenden Glasaugen immer vergafft?  
 Und daß er aus Lehm ist? Ist Löbl aus Gold?  
 Was hast denn Du von dem Liebsten gewollt?  
 Die Tugend? Oder Jugend und glatte Haut?  
 Hast Du Deinem Schatz auf den Schem geschaut?“

Und lebt Dein Köbl sein eigenes Leben?  
Wer hat ihm den Schem in den Mund gegeben?"

Er schweigt. Riffes Mutter schaut sich um,  
Als ständen tausend Frauen um sie herum;  
Sie nickt vor sich hin, wie für tausend, tausend Frauen,  
Wagt nicht, dem Rabbi ins Auge zu schauen.

Prag.

Hugo Salus.

## Moderne Wohlthätigkeit.

**D**ie Wloffen, die Frau Sabine Lepsius in der „Zukunft“ über moderne Wohlthätigkeit veröffentlicht hat, haben mich seltsam angemuthet und mein lebhaftes Nachdenken über diesen Gegenstand herausgefordert; nicht in dem Sinn, daß ich nun erst begann, über Wohlthätigkeit, Bettelwesen und ähnliche Dinge Gedanken zu haben. Denn seit langen Jahren bilden in Pragis und Theorie Armenpflege und Wohlthätigkeit für mich Gegenstände täglichen Erlebens und täglichen Denkens. Aber wenn von einem temperamentvollen und unmittelbar empfindenden Menschen Einem ein Einwurf entgegengehalten wird, den man für längst beseitigt gehalten hat, weil unendlich reiche Erfahrungen und theoretische, anscheinend unanfechtbare Schlussfolgerungen gegen ihn vorhanden sind, dann wird man stutzig und fragt sich doch, ob man nicht auf falscher Fährte ist.

Noch ein Umstand kommt hinzu. Gerade weil ich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der städtischen Armenverwaltung, als Vorstandsmitglied zahlloser Wohlthät- und Wohlthätigkeitsvereine und als Verfasser vieler Schriften über diesen Gegenstand mit den hierher gehörigen Begriffen und Dingen wie mit den mir vertrautesten Erscheinungen des Lebens umgehe, habe ich vielleicht, so sagte ich mir, das naive Verständniß für sie verloren. Darf ich doch gestehen, daß mich unendlich oft ein innerer Schreck befällt über die Art, wie wir Armenpflege und Wohlthätigkeit treiben, und daß mich oft vor den Worten „Humanität, Philanthropie, Wohlthätigkeit“ und ähnlichen ein geheimes Grauen beschleicht. So oft schreit es in mir: Nicht Humanität, sondern Gerechtigkeit, nicht Wohlwollen, sondern Verständniß, nicht Hingabe von Geldmitteln, sondern Hingabe der Persönlichkeit! Wie oft müssen wir uns bei Ausübung unserer Arbeit erschüttert von dem Anschauen namenlosen Elends abwenden und uns sagen, daß wir mit aller Kunst, mit allem Nachdenken, mit aller Liebe doch nicht helfen können. Und all die Zweifel und Sorgen und Bedenken kommen nun auf einmal zu einer Art grellen Bewußtseins, die Gegenstände, die dauernd in einer Dämmerung für uns liegen und unerwartet von einem hellen Schlaglicht beleuchtet werden. So hat Sabine Lepsius für mich ein Schlaglicht auf diese Dinge geworfen mit den Worten von der bekabenten modernen Wohlthätigkeit. Vielleicht erhellt dieses Schlaglicht sogar Gegenstände, von deren Vorhandensein die Verfasserin nichts geahnt, weckt Empfindungen, die sie selbst, als sie schrieb, gar nicht gehabt hat.

Ich versehe mich in den Gedankengang der warmherzigen Frau, die da weiß, daß in tausend Ecken und Winkeln das Elend heimisch ist, dessen Träger sich nicht herauswagen zu all der wohlbiisciplinirten Wohlthätigkeit: ich empfinde ihr nach, wie sie all den fatten und selbstgefälligen Tugenden wünscht, von dem hungrigen, lechzenden und gierigen Laster der Armuth überfallen zu werden. Ich stelle mir einen Augenblick vor, daß es gelingt, die taktvolle berliner Portierfrau zu übermächtigen, so daß die Bittenden unaufgehalten in die Häuser bringen, das stumpf gewordene Gewissen aufrütteln und daß nun, durch den Anblick solchen Leidens im Innersten aufgeregt, nicht nur die Hände, sondern auch die Herzen sich öffnen und ein Strom warmer Menschenliebe und besuchender Barmherzigkeit sich auf all das kümmerliche Elend ergießt. Und dennoch: ich kann bei noch so lebhaftem Empfinden, bei noch so einbringendem Nachdenken nicht glauben, daß die Verwirklichung dieser Vorstellung das soziale Empfinden der bemittelten Bevölkerung wesentlich fördern, den Bedürftigen wesentlich helfen würde. Solcher Anblick und solche ungeheuren Erregungen wurden den großen charitativen Erscheinungen des Mittelalters zu Theil, einem Franz von Assisi, einem Filippo Neri, später dem Simeon von Paul und neuerdings Persönlichkeiten wie Bodelschwingh und Wichern in Deutschland, Barnardo in England. Die Kranken, die Ausjägigen, die Verwaisten und Verlassenen traten ihnen zunächst in Einzelercheinungen so lebhaft vor Augen, daß sie, betroffen von dem ungeheuren Elend auch nur eines einzelnen Falles, still standen, nachforschten, ob solch ein Zustand sich etwa wiederholte, und nun in alle Winkel und Ecken leuchteten, um all diese Unglücklichen hervorzuloden und ihnen nach Möglichkeit und Kräften eine Heimstätte, eine Pflge, eine Hilfe zu Theil werden zu lassen. Die auf diesem Gebiete modernste Schöpfung ist die Fürsorge für die verlassenen Straßenkinder vom Dr. Barnardo, der in seiner einzigen Person unzählige moderne Wohlthäter aufwiegt. Und wir Anderen, die wir täglich aus Beruf oder Neigung mit diesen Dingen uns zu schaffen machen, auch wir gehen den Erscheinungen dahin nach, wo wir ihre ideo Heimstätte vermuthen dürfen, und versuchen, Mittel und Kräfte, die helfen könnten, zu organisiren.

Das führt mich auf die von Frau Vepsius aufgeworfene Frage zurück, ob es einen wesentlichen Gewinn für die Uebung unserer Wohlthätigkeit bedeuten würde, wenn wir den Anblick des Leidenden täglich vor unsere Augen brächten, und ob wirklich, wie sie meint, der Anblick dieser großen Unannehmlichkeit helfen würde, den Menschen zu entwickeln und zu stärken. Ich muß diese Frage aus zwei Gründen verneinen. Es ist nach aller Sachverständigen Erfahrung durchaus unwahrscheinlich, daß die im Innersten vonummer Gedrückten von der Möglichkeit, sich persönlich zur Schau zu stellen, Gebrauch machen würden. Gerade dieses tiefste Elend verbirgt sich, läßt sich suchen und ist auch dann noch sehen, wenn es gefunden ist. Sich offen darzustellen und an der Thür durch ihren Anblick zu rühren, ist Sache Derer, die das feine Schamgefühl und die Schen verloren haben und die mit der Schwäche des Menschen am Besten zu rechnen wissen. Sicher wird die Erzählung, daß Einer sieben hungernde Kinder zu Hause habe, daß der Mann gestern vom Dachstuhl gefallen, daß ein Sohn lahm und der andere blind sei, den unerfahrenen und nicht bödsartigen Menschen im Augenblick aufregen und ihn bewegen, eine Gabe

irgend welcher Art darzubieten. Kommt dazu der Anblick dürftiger oder gar zerlumpter Kleidung, fließen die Thränen des Bittenden reichlich, ruft er mit brechender Stimme den Segen des Herrn auf den gütigen Geber herab, so wird er gewiß nicht unbefehnt von dannen gehen.

Ist solche Hilfe nun aber Das, was der wirklich Bedürftige braucht? Ist dem Familienvater, falls er wirklich die sieben hungernden Kinder hat, damit geholfen, daß er an den Thüren ein paar Mark zusammenbettelt? Ist dem Blinden damit geholfen? Wird die Bemühung, dem Familienvater Arbeit, dem Gebrechlichen eine dauernde Pflege zu schaffen, nicht viel wirksamer für ihn sein als eine so zufällige, willkürliche und planlose Hilfe?

Nun wird mir Frau Vepsius vielleicht entgegen: „Das ist ja gerade, was ich wünsche. Ich will die Empfindungen meiner Mitmenschen herausfordern, daß sie persönlich an den Bittenden herantreten, daß sie ihm von Mensch zu Mensch zu helfen bemüht sind, daß sie den Hungernden speisen, den Dürstenden tränken, den Obdachlosen herbergen, den Nackten kleiden, dem Kranken Pflege gewähren.“ Wird sie aber mit ihrem Mittel dieses Ziel wirklich erreichen? Glaubt sie ernstlich, daß die durch den unangenehmen Anblick Aufgeschreckten nun den Ursachen der Bedürftigkeit nachgehen, Zeit und Mühe aufwenden werden, um in all die Verhältnisse einzudringen, deren Uebersicht nötig ist, um zweckmäßig helfen zu können? Wird der Einzelne, selbst wenn er sich dieser Mühe unterziehen wollte, die besten Mittel finden, finden können und wird er wissen, wo und wie er sie anzuwenden hat? All diese Fragen sind auf Grund reichster Erfahrung aller Sachkundigen rund zu verneinen.

In den allermeisten Fällen kauft sich der Geber mit der Spende, die er dem Bettler an der Thür oder auf der Straße giebt, von dem unangenehmen Eindruck los; er wünscht, sich den Anblick aus dem Gesicht zu schaffen, und hat noch obendrein das Gefühl billig, ein guter und wohlthätiger Mensch zu sein. Mit dem Augenblick, wo die Gabe empfangen ist, ward das Verhältniß zwischen Gebenden und Nehmenden schon wieder gelöst, ohne Nachwirkung für den einen und für den anderen Theil. Namentlich der Empfänger kommt sehr wesentlich dabei zu kurz, weil Das, was der wirklich Bedürftige braucht, die individualisirende Hilfe, ihm doch nicht zu Theil wird. So hat sich denn da, wo der Wunsch der Frau Vepsius in Erfüllung gegangen ist, in neuerer Zeit namentlich in den Großstädten, eine organisirte Bettelindustrie ausgebildet, deren Vertreter alle Register der Nützung und des Mitleids zu ziehen wissen. Und dennoch ist in der modernen Zeit das Bettelwesen auf ein verhältnißmäßig bescheidenes Maß herabgedrückt. Wer die Schilderungen aus der Zeit des Mittelalters, des Dreißigjährigen Krieges, der beginnenden philanthropischen Bewegungen liest, merkt bald, daß keine Zeit, die lediglich mit einem prüfunglos gegebenen Almosen den Darbenden abzuspeisen suchte, irgendwie der inneren Bedeutung der Sache nah gekommen ist und daß weder das von Behörden — auch hier in Berlin — noch im vorigen Jahrhundert gewährte Bettelprivilegium noch die harten, ja, grausamen Bettelverbote der Reichspolizeiordnungen an diesen Zuständen Etwas gebessert haben.

Ich habe 1900 im *Monat* der „Deutschen Rundschau“ eine Studie über das Bettelwesen in Großstädten veröffentlicht, auf die ich mich hier beziehen

müchte und die ich Frau Vepfius mit freundlicher Empfehlung übersenden werde. Vom sozialökonomischen Standpunkt gesehen, sind die dort gesammelten zahllosen Beispiele aus aller Herren Ländern höchst amüsant. Ökonomisch betrachtet, bieten sie eins der traurigsten Blätter in dem Buch unserer wirtschaftlichen Zustände.

Zweifelich wird Niemand als Bettler geboren. Immer kommt in dem Leben Dessen, der zum gewerbmäßigen Bettler wird, ein Tag, da er ein wahrhaft Bedürftiger war, von der Noth gedrängt, sich an fremde Personen wandte, die Erfahrung machte, wie unendlich leicht es sei, ohne vorausgehende Prüfung Almosen zu erhalten, und nach und nach aus einem wahrhaft Bedürftigen und Bittenden ein unechter Bedürftiger und Bettler wurde. Wenn man die Wahrnehmung machen mußte, daß fast keiner von Allen, denen der Bittende unmittelbar gegenübertrat, sich die Mühe nahm, in die inneren Verhältnisse des Bedürftigen einzudringen, ihm eine wirklich nachhelfende Thätigkeit zu widmen, wenn man ferner sah, daß dem Einzelnen, wenn er auch ernstlich wollte, Mittel, Kräfte und Erfahrungen beim besten Willen nicht zu Gebote standen, so mußte man instinktiv auf den Ausweg kommen, sich zusammen zu thun, gemeinschaftlich eine Stelle zu schaffen, wo diese mangelnde Prüfung ausgeübt wurde und wo man mit den Mitteln und Wegen der Abhilfe nicht nur vertraut, sondern auch in der Lage war, sie zu benutzen. Es handelte sich um die Erziehung der hunderttausend Einzelnen durch eine Organisation, die all Das thut, was der Einzelne nicht thun will oder nicht thun kann. So ist man zu den großen Wohltätigkeitgesellschaften gekommen. In London und in vielen englischen und amerikanischen Städten sind es die Charity Organisation Societies, in Paris, Marseille, Nantes, Bordeaux, Lille u. s. w. die Offices centraux des oeuvres de bienfaisance, in Deutschland die Vereine gegen Verarmung und Bettelei, in Berlin speziell die Centralstelle der Stiftungdeputation, der Verein gegen Verarmung, die Kunststelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur u. s. w. Diese Centralstellen, Vereine und Gesellschaften haben die nöthigen Kräfte, um die Verhältnisse der Bittsteller zu prüfen, die von den Mitgliedern des Vereins ihnen überwiesen werden; sie können in jedem einzelnen Fall die richtigen Wege weisen und die zweckmäßigste Art der Hilfe vermitteln. Insbesondere darf die Kunststelle der Gesellschaft für ethische Kultur, was Prüfung des Falles, menschlich wohlwollende Behandlung und praktisch zugreifende Hilfe betrifft, als musterhaft bezeichnet werden; nur stehen ihr noch nicht genug helfende Kräfte zu Gebote, um den an sie herandringenden Anforderungen völlig gerecht zu werden. Das von ihr in zweiter Auflage herausgegebene Werk: „Die Wohlfahrteinrichtungen Berlins und seiner Vororte“ (Berlin, bei Julius Springer) zählt in ausgezeichneter systematischer und alphabetischer Ordnung alle Einrichtungen und Anstalten auf, die Berlin und seine Vororte für ihre bedürftigen Einwohner besitzen; es übertrefft an Klarheit und Uebersichtlichkeit die gleichartigen Werke von London, Paris, New-York, Chicago u. s. w. und ist bereits für eine Reihe größerer Städte zum Muster geworden. Die neueren Einrichtungen dieser Art wollen eben auch nicht unmittelbar Wohltätigkeitsvereine sein, sondern große Vermittlungsstellen, die den reichen Strom der privaten Wohltätigkeit in die einzelnen Kanäle des ihnen bekannt gewordenen Elends hineinkufen. Auf die Einzelheiten dieser höchst interessanten Einrichtungen kann ich hier nicht eingehen, bin aber gern bereit,

jedem Leser, der es wünscht, Material über den Gegenstand nachzuweisen. Zu Parenthese bemerke ich, daß hier in Berlin, abgesehen von den erwähnten örtlichen Wohlthätigkeitseinrichtungen, eine von mir geleitete Centralstelle für Armenpflege besteht, die sich zur besondern Aufgabe gemacht hat, über alle Wohlthätigkeitseinrichtungen Material zu sammeln und darüber auf Erfordern Auskunft zu geben.

Nun denkt der Leser: „So herrlich weit haben wir es gebracht mit der Vertretung der Gesamtheit durch centrale Organisationen! Da dürfen wir uns doch beruhigt schlafen legen, nachdem wir ein Schild an der Hausthür befestigt haben, auf dem gemeldet wird, daß wir Mitglieder einer dieser centralen Organisationen sind. Eine köstliche Sicherheit, daß Niemand mehr in unserer Umgebung zu darben und zu sorgen braucht.“

Hier münden meine Betrachtungen wieder in die Gedanken der Frau Vepsius; trotz all den geschaffenen Einrichtungen hat ihr Wort von der modernen beladenten Wohlthätigkeit mich tief berührt. Denn es ist richtig: für Viele sind diese Einrichtungen nur Schlafmittel, nach deren Genuß sie sich unbekümmert all ihren egoistischen Trieben und Neigungen hingeben zu dürfen glauben. Natürlich genügt das Geschaffene aber nirgends auch nur entfernt dem Bedürfniß. Durch Agitation, durch Belehrung, durch Wort und Schrift suchen wir die private Wohlthätigkeit zu beleben, die Gewissen wach zu rütteln, den Besitzenden das Loos des Entbehrenden vor Augen zu führen, den sozialen Sinn zu schärfen, der im Aermsten den Menschen und Genossen sieht. Sollen wir nun, weil diese Bemühungen noch nicht bis ans Ziel geführt haben, den richtigen Weg verlassen, sollen wir Formen wieder einführen, die als gemeinschädlich und nebenbei nutzlos längst anerkannt sind? Ich kann diese Frage mit gutem Gewissen verneinen und muß immer wieder die planmäßige Ausbildung und Organisation der privaten Wohlthätigkeit empfehlen.

Noch ein Wort über die wohlthätige Frau. Sie kann eine Gefahr werden, seit es modern geworden ist, an Wohlthätigkeitsveranstaltungen aller Art theilzunehmen, in Vereinsfektionen das Wort zu führen, zu recherchiren und sich als Vertreter des öffentlichen Bewußtseins zu fühlen. Neben der stillen und milden Weise, die der Frau gerade auf diesem Gebiete eigen sein soll und oft ist, kommt so eine vielfach laute und unerfreuliche Geschäftsmäßigkeit zur Geltung, die mehr an dem eigenen Thun als an dem zu erreichenden Zweck Befriedigung findet. Aber auch hier kann das Gegenmittel nicht darin gefunden werden, daß wir die Frau in ihre frühere Stellung zurückzwingen; nein: wir müssen sie zu erziehen, den reichen Schatz weiblicher Hilfsbereitschaft nutzbar zu machen suchen. Die arbeitsscheuen Elemente der besseren Stände, wie Frau Vepsius sie nennt, wollen wir zu arbeitstüchtigen Helferinnen ausbilden; die Aufgaben, die ihrer harren, wollen wir ihnen zeigen, ihren Besitz an positivem Wissen mehren und sie aufrufen, Alles, was sie als Frauen und Mütter für die eigene Familie thun, auch der unabsehbaren Schaar Derer zu gewähren, denen die Kraft zur Selbsthilfe fehlt. Ich hoffe zuversichtlich, daß diese im besten Sinn modernen Bestrebungen, denen leider ein Element des Sports nicht fern geblieben ist, einen wesentlichen Theil künftiger Frauenbewegung bilden werden.

Stadtrath Emil Münsterberg.



## Die Aera Budde.

Leichter als sonst scheinen die Besucher der deutschen Börsen diesmal die sommerliche Müdigkeit zu überwinden. Die Tendenz der Kurse ist fest, trotzdem Amerika versagt und in den deutschen Cartellen eigenthümliche Zersetzungsmerkmale sichtbar werden. Die Zuversicht stützt sich auf psychologische Momente merkwürdiger Art, die dem der Börse fern Stehenden kaum begreiflich sind. Man hofft, im Dezember, spätestens aber im Januar die Börsenreform durchzubringen, und diese Aussicht erfüllt die Gemüther mit so hoher Freude, daß sie schleunigst in irgend einer Spekulation ihre neue Lust am Leben auslassen müssen. Die Börsenreform spukt ja schon lange in den Köpfen; und sie wird eines Tages kommen, — weil sie kommen muß. Aus reiner Liebe zu den Herren Börsianern wird die Regierung sich aber das Konzept ihres Jollarijes nicht noch mehr verderben wollen. Ich glaube deshalb nicht, daß der Reformplan noch dem jetzigen Reichstag vorgelegt werden wird; wahrscheinlich wird er erst nach den Wahlen, als Röder für neue Marineforderungen, verabreicht werden. Doch die Börse hofft auf schnellere Erfüllung ihrer Herzenswünsche. Der neue Minister für öffentliche Arbeiten, Herr Budde, der sich auf so ungewöhnliche Weise zum Generalmajorstitel die Excellenz geholt hat, soll der Haute Finance in einer während der vorigen Woche abgehaltenen Konferenz das beschleunigte Verfahren versprochen haben. Die Nachricht ist natürlich sofort dementirt worden. Jrgend einer der hohen Finanzherren scheint aus der Schule geplaudert zu haben; und da man den neuen Minister bei seinen Kollegen nicht diskreditiren wollte, mußte man mit einiger Entrüstung bestreiten, daß er jemals ein solches Versprechen gegeben habe. Ob Dementis dieser Sorte noch immer Gläubige finden? Man möchte Herrn Budde wohl erst ein Bißchen warm werden lassen. Er soll sich auf der neuen Höhe nicht gleich zu unliebsam bemerkbar machen.

Wenn heute ein Diplomat der alten Schule aus seinem Erbgräbniß ins Leben zurückkehren könnte: er würde die Welt nicht mehr verstehen. Zur Rettung der heiligsten Güter deutscher Nation wird Herr Professor Levy von Halle nach Posen entsandt und ein preussischer Generalmajor konferrirt feierlich mit Bankiers. Solche kleinen Symptome bezeichnen deutlich den Weg, den die Entwicklung der preussischen Politik geht, weil sie ihn gehen muß. Von Zeit zu Zeit ward ja seit den Tagen der bürgerlichen Revolution auch Bourgeois im Rath der preussischen Krone ein Bläßchen eingeräumt. Von der Heydt, Delbrück, Dansemann, Camphausen waren die Vertreter des Geldhandels, die Verfechter des nachmärzlichen, aber vorinsinulischen Manchesterthums der sechziger und siebenziger Jahre. Dann dauerte es lange, bis einem Klassenvertreter der Bourgeoisie wieder ein Portefeuille anvertraut wurde. Miquel, den Proteus unter den Excellenzen, kann man zu dieser Gruppe nicht rechnen; er fühlte schließlich zu feudal, und wo er nicht fühlte, da stand ihm doch stets die Geste zu Gebot. Auf seine Empfehlung aber kam Thielen. Der war zwar auf den gebahnten Pfaden der Bureaucratie in die Höhe gelangt, konnte aber, da er den Kreisen, die sich in Westerbien für die künftige Herrschaft vorbereiten, verschwägert war, als Ehrenmitglied der Großbourgeoisie gelten. Er war der Schutzpatron der Kartelle, vertheidigte die Ausfuhrtarife für Kohlen und spielte mit Armhold und Voewe

Stat. Er ebnete den Weg für Herrn Möller, der als Vertreter des mächtigen Centralverbandes ins Ministerium einzog. Herr Budde ist wieder eine andere Nummer; seine Ernennung kündigt eine neue Form kapitalistischer Machtvertretung an. Möller ist selbst Kaufmann und auf der bequemen Stufenleiter des Mehrwerthes zur Millionärswürde emporgestiegen. In ihm verkörpert sich der alte Stamm der Industriebarone, die zur Kapitalkraft auch die eigene Arbeitskraft in die Wagschale warfen. Diesen Individualkapitalisten sind im Lauf des vorigen Jahrhunderts die juristischen Personen des Kapitalismus weit über den Kopf gewachsen. Heute herrscht die Aktiengesellschaft. In ihr ist die Trennung von Kapitalbesitz und persönlicher Tüchtigkeit am Besten durchgeführt. Die Großaktionäre, die einen Theil des Risikos auf Herrn Loutlemonde abgemälzt haben, miethen sich Leute von Tüchtigkeit und Einfluß, am Liebsten mit Geheimrathstiteln, wenn nicht gar mit Exzellenzglorie, die ihnen der Staat in langer, strenger Beamtenzucht vorgebildet hat. Die Aktiengesellschaften zahlen Niesegehälter und die armen Exzellenzen, die bis zur Reife ihrer Töchter unter harten Entbehrungen sich das zur Repräsentation Nöthigste abgespart haben, nehmen mit wahren Wonnesgefühl aus den Gefilden des Großkapitalismus die reichen Spenden hin, die ihnen ermdlichen, der Töchter Morgengabe angenehm abzurunden. Diese Exzellenzen, Generale oder Geheimräthe sind für den Großkapitalismus wichtig; immer größer werden ja die Lieferungen, die der Staat zu vergeben hat, und immer komplizirter die Beziehungen zwischen den Aktiengesellschaften und den Gesetzen gebenden und Gesetze verhindernden Faktoren.

Der Generalmajor Budde war, wie sein Bruder, bisher im Dienst des Großkapitals angestellt; er war Direktor der Deutschen Munition- und Waffenfabrik und saß im Aufsichtsrath der Maschinenfabrik Ludwig Voewe & Co. Er soll eine ungewöhnlich gute technische Vorbildung mitgebracht haben und wurde in einem allermodernsten Finanzkünstler kaufmännisch geschult. Wenn er halbwegs aufmerksam war, muß er das Gründen *comme il faut* gelernt haben und alle graden und krummen Wege des Kartellwesens kennen. Man darf annehmen, daß er ähnliche Wege wandeln wird wie sein Vorgänger Thielen. Fast wie ein Witz wirkt die Thatsache, daß in einer Zeit, die an nationalen Phrasen früher Ungeahntes leistet, ein Mann, der dem Aufsichtsrath der belgischen Kriegswaffenfabrik zu Herstal angehörte, in Preußen Minister wird. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß Herr Budde im Dienst der Goldenen Internationale stand, die ohne Ansehen der Nation jedem Zahlungsfähigen Kohle, Pulver und Waffen liefert. Natürlich ist er jetzt aus all seinen gut dotirten Aemtern geschieden. Wie aber Herr Möller, wenn er die Ministerbank verläßt, wieder zu seinem Kupferhammer zurückkehren wird, so wird auch Herr Budde seinen Platz im Voewe-Concern wieder offen finden, wenn ihm Lucanus einst unsanft winkt. Er hat sicher die besten Absichten, glaubt, mindestens eben so national zu fühlen wie irgend einer seiner Kollegen, und bringt gewiß gerade aus Voewes Fabrik Erfahrungen mit, die ihm auf dem neuen Posten nützen werden. Seine schon in den Ruhestunden des Militärlbens bethätigte Neigung für das Verkehrswesen hat sich inzwischen zu stärken und in der Praxis zu schulen vermocht. Er weiß die Kraft der Elektrizität zu schätzen und ist des industriellen Geistes wohl so voll, daß er vielleicht in schnellerem Tempo als Thielen die schlimmsten Verkehrshindernisse beseitigen wird. Handelt er, wie man von ihm



zuwarten darf, dann wird er als Minister der gesammten Industrie Vortheile schaffen. Wie aber wird er, nach seiner kaufmännischen Schulung, sich zu dem Interessengegeniaß zwischen der nationalen Industrie und der internationalen Kartellindustrie stellen? Ist nicht zu befürchten, daß er auch als Minister, sicher gegen seinen Willen, wahrscheinlich ohne sich der Thatfache auch nur bewußt zu werden, ein Vertreter des Großkapitals und der Börse bleiben wird? Man erzählt, nach der Ernennung habe Frau Sidor Voewe stolz und froh gerufen: „Einer aus unserem Bureau wird Minister!“ So non è vero, bleibt selbst die Erfindung noch charakteristisch, mag sie immerhin auch von weiblichen Kaffeeschwestern aus einem minder hell beleuchteten Kommerzientathshause stammen.

An der Börse wittert man in der Ministerchaft Buddes den Beginn einer neuen Aera. Die Direktoren der Dresdener Bank und der Inhaber einer ihr und dem Voewe-Concern befreundeten Bankfirma laufen mit Hochgefühlen im Busen durch den Burgstraßensaal, als sollten sie selbst nächstens ins Ministerium berufen werden. Sie sehen den Himmel offen und ihre Stimmung hat so ziemlich die ganze Börse angesteckt. Sogar an Herrn Ballin wird wieder geglaubt; und seit der Generaloberst von Loß die jüdischen Soldaten über den grünen Alee gelobt hat, munkelt man, der Einfluß des den Agrariern verhaßten Ahdereidirektors sei stärker als je vorher. So thöricht wie einzelne freisinnige Parlamentsgrößen, die täglich, wenn sie in die Weinstube gehen, zu Haus hinterlassen, wo sie zu finden seien, falls der König sie rasch ins Ministerium zu rufen wüßte, — so thöricht sind praktische Börsenleute selten; sie glauben kaum, morgen werde die Aera liberaler Gerechtigkeit in Preußen tagen. Um die formale Politik kümmern sie sich überhaupt wenig; und wichtiger als die Epoche eines idealen Liberalismus ist ihnen die des „reinen“ Kapitalismus, die Aera Buddes, mit dem in der alten Römerstadt am Main hausenden Deutschen Bankiertag als konstituierendem Parlament.

Plutus.



## Notizbuch.

Das preussische Herrenhaus ist besser als sein Ruf. Nicht viel, aber ein Wischen. Mancher gescheite, durch Unterricht und Erfahrung gebildete Mann sitzt da; und die Summe des Geleisteten könnte, schon weil nicht ängstlich auf Wünsche und Wollungen des lieben Wählers zu horchen ist, ansehnlicher sein, wenn die Herren immer Muth und Selbstachtung genug hätten, um jeden Versuch, sie als quantität négligeable zu behandeln, schroff zurückzuweisen und dafür zu sorgen, daß sie wenigstens in wichtigen Stunden gehört und nicht als ein funktionelloser Wurmfortsatz des durch öffentliche Wahl gewählten Parlamentes betrachtet werden. Die schlichte und starke Rede, die Graf Schlieben in der Alkoholdebatte hielt und in der er warnte, gegen den Schnaps des armen Mannes zu wettern und den Rothspohn des Begüterten als das germanische Delbentugend nährende Nationalgetränk zu preisen, hätte verdient, im ganzen Reich gehört zu werden, dessen dünne Kulturansätze die gekelterte oder gebraute Fluth immer wieder wegzuschwemmen droht. Es handelte sich um eine

Angelegenheit von größter Bedeutung, — von unendlich größerer, als fast alle Themen der wüthigen Rednerei, die uns täglich heimsucht, sie besitzen; doch welcher Ganzmoderne kümmert sich um die Petersammer, deren Verhandlungen in der Presse bis zu völliger Unverständlichkeit verkürzt werden? Hans und Tribüne sind fast immer leer, in die Zeitungen kommen die Reden nicht: ja, warum bemühen die Herren sich dann eigentlich überhaupt? Auch die — recht lehrreiche — Polendebatte des Herrenhauses ist kaum beachtet worden. Lehrreich war sie nicht nur durch die verständigen Reden des Herzogs zu Schleswig, des Fürsten Bismarck und namentlich des Oberbürgermeisters von Posen, der die Entwicklung in der Nähe gesehen hat und leider nur allzu fest auf die legendäre, in den Ostmarken noch nie bewiesene Vortrefflichkeit des preussischen Beamtenthumes baut; noch lehrreicher war das Auftreten des preussischen Ministerpräsidenten. Wieder der alte, steifbeinige Gaul, die alte, längst vom Rost zerfressene Rüstung. Er las wieder aus obskuren Blättchen vor, um die Verachtung des polnischen Volkes zu zeigen, behauptete wieder, der Polen ganzes böses Sinnen und Trachten sei auf das Ziel eines selbständigen Jagellonenstaates gerichtet. Nicht die leiseste Ahnung von der wirtschaftlichen Evolution, von der veränderten sozialen Schichtung des Stammes, der drauf und dran ist, den Osten Preußens zu rekrutieren. Graf Bülow hat sich offenbar Mühe gegeben, sich in diese schwierige Materie hineinzuarbeiten. Aber er lernt nicht. Er versagt eben jedesmal, wenn er vor der Aufgabe steht, einen ernsten Gegenstand ernsthaft zu behandeln. Für Rosse ein bijou, für Preußen eine orax. Das wäre noch nicht so schlimm, wenn dieser Mann nicht der einzige Minister wäre, der Gelegenheit hat, den Kaiser und König oft zu sehen. Trotz dem Handschreiben, das dem verabschiedeten kümmerlichen Bureaukraten Thiele den königlichen Dank „insbesondere für die mannhafte Art, mit der Sie jeder Zeit meinen Intentionen gefolgt haben,“ aussprach, wird die Mehrzahl der Deutschen heute noch glauben, eines Ministers erste Pflicht sei, den Monarchen zu berathen, nicht, sich von ihm berathen, leiten und lenken zu lassen. Vielleicht gehört zu dieser Mehrzahl auch Graf Bülow, obwohl er sich früher, ganz im Sinn des citirten Handschreibens, den „Manager Seiner Majestät“ zu nennen pflegte. Wie aber beräth er den König? Sechs Tage vor der Polendebatte des Herrenhauses hielt Wilhelm der Zweite auf der Marienburg eine Rede, in der er die Deutschen und „alle Brüder“ des — internationalen — Johanniterordens gegen „polnischen Uebermuth“ aufrief. So las mans im offiziellen Bericht. Ohrenzeugen erzählen, der König habe von „polnischer Unverschämtheit“ gesprochen; auch von „jarmatischer Frechheit“ wollen Einzelne gehört haben. Dieses Wort, das in die Zeitungen kam und in der ganzen Slavenwelt ein für die Reichsinteressen höchst unerfreuliches Echo weckte, hat besonders die Polen bitterlich gekränkt; und thöricht ist der Kulispott über die würdige Erklärung, in der die polnischen Mitglieder des posener Provinziallandtages dem Oberpräsidenten mitgetheilt haben, daß sie durch die Anschuldigungen der marienburger Rede gezwungen seien, den in der Provinz Posen geplanten Kaisermandöverfesten fern zu bleiben. Die Herren sind in ihrem guten Recht; und wer etwa wähnt, uns könne gleichgiltig sein, ob die Reste der Schlachta sich gekränkt fühlen, Der kennt die Verhältnisse eben nicht. Die polnische Aristokratie war im nationalen Leben vereinsamt; wer sie gewaltsam zwingt, wieder ins Volk zu gehen und ihren Frieden mit der trohig erwachsenen Demokratie zu machen, Der erschwert der deutschen Sache den Sieg. Doch die Hoffnung auf den Sieg dieser Sache

muß man nachgerade wohl aufgeben. Graf Bülow ist kreuzvergnügt, wenn Herr von Wittenburg, der sonderbare Schwärmer, der leider noch immer der Ansiedlungskommission vorsteht, ihm die falsche Behauptung souffliert, alles Unheil komme daher, daß die Polen sich wie Kaninchen, die Deutschen nur wie Hasen vermehren — ein wahres Wunder, daß der brave Herr von Rodzielski sich den nah liegenden Wig vom Hasenpanier entgehen ließ —, und Graf Bülow beräth den König von Preußen. Die Polen sind weder so blödsinnig, jetzt, zwischen Rußland und dem Deutschen Reich, an einen eigenen Staat zu denken, noch von unheimlicher Genitalkraft und Fruchtbarkeit; sie sind auch nicht „unverschämter“ und „frecher“ als andere Menschen. Sie wollen wirtschaftlich vorwärts kommen und erreichen ihr Ziel, weil alle Konationalen ihnen Relais legen und weil die im Osten ansässigen Deutschen für diesen Kampf nicht gerüstet und von ihrer Regierung in unklügster Weise vernachlässigt sind. Das Problem ist wirklich nicht gar so schwer zu verstehen. Ausrotten kann man die Polen nicht, auch nicht nach dem erfolgreichen russischen Muster germanisieren. Das wäre wirksam — die baltischen Polenselbsther sind eine pugige Spezies des homo sapiens —, geht aber nicht. So bleibt nur die Möglichkeit, das Deutschtum wirtschaftlich zu stärken, damit es dem slavischen Ansturm früh genug Widerstand zu leisten vermag. Das kann nicht still, nicht stetig genug geschehen, kann nur gelingen, wenn jede Unflugheit, jede Verletzung des berechtigten Nationalgefühls vermieden wird. Denn — traurig, daß man erst noch sagen muß — dieses Gefühl ist genau so berechtigt wie das des Deutschen, der seine Sprache und Sitte bewahren, Kindern und Enkeln vererben will. Wird von der „Polengefahr“ im politischen Sinn, von der „Vorstrebungstendenz“ nicht mehr geredet, der Pole, wenn er mal seiner Neigung zur Phrasen den Zügel lockert, nicht mehr straflos, sondern ausgelacht: dann erst kann auch in den Ostmarken sich ungehemmt die Evolution vollziehen, die in den Tagen des allmächtigen Kapitalismus politische überall in wirtschaftliche Kämpfe umwandelt und ein Volk oder einen Volksrest, statt ihn durch festen Zusammenschluß zu stärken, durch die soziale Scheidung in einander feindliche, einander beschneidende Schichten schwächt.

Herr Dr. Moriz Raumann schreibt mir aus Hamburg:

„Im letzten Juniheft der ‚Zukunft‘ hat Karl Zentsch einen Satz wiederholt, er zum eisernen Bestande der Freihandelslehre gehört und den man in jeder Polemik gegen das Agrarierthum findet, den Satz: ‚daß die Erhöhung der Getreidepreise durch Zollserhöhung der Landwirthschaft nicht nützen werde, weil sie zugleich den Güterpreis erhöhe.‘ Allerdings ist die von Zentsch gewählte Fassung noch die mildere, ältere Form dieses Satzes, die man schon bei Roscher findet; die neueren Vorkämpfer des Freihandels gehen weiter und behaupten kurzweg, eine Erhöhung der Getreidepreise werde die Lage der deutschen Landwirthschaft nicht nur nicht verbessern, sondern ‚direkt verschlechtern‘ (Helfferichs, ‚Handelspolitik‘). Begründet wird diese merkwürdige Lehre durch eine künstliche Scheidung zwischen dem Eigenthümer des Landes und dem Landwirth, den man sich dem Besitzer als Pächter gegenüberstehend denkt. Wenn die Getreidepreise steigen, so erhöht der Eigenthümer die Pacht und der Pächter, der Vertreter der deutschen Landwirthschaft, ist dann nicht besser daran als zuvor, nach Helfferich sogar schlechter, denn er braucht nun mehr Kapital als früher, die Landwirthschaft wird daher den weniger Bemittelten verschlossen. Daß in Deutschland Grundeigenthümer und Landwirth in den meisten Fällen die selbe

Person sind, stört diese Theoretiker nicht; auch wo die Landwirtschaft auf eigenem Grunde betrieben wird, bedeutet die Getreidepreiserhöhung, indem sie den Bodenpreis steigert, nur ein Kapitalgeschenk für den gegenwärtigen Besitzer; die Landwirtschaft bleibt wiederum unberührt oder wird sogar geschädigt, denn wer sich nun ein Landgut kaufen will, muß es ja theurer bezahlen, braucht also mehr Kapital, als früher zum Eigenbetrieb auf gleicher Fläche nöthig war, und verzinst sich dies Kapital nicht besser als vorher. Daß solche Sätze ohne Beklemmung niedergeschrieben werden können, scheint mir ein Beweis, wie weit weltfremde Gelehrsamkeit von der Wirklichkeit abzurufen vermag. Nach dieser Theorie wäre die Landwirtschaft das einzige Gewerbe, das sich niedrige Preise für seine Produkte wünschen müßte, das Schaden leidet, wenn seine Erzeugnisse gut bezahlt werden. Es macht die klugen Theoretiker nicht einmal stutzig, daß kein Landwirth, ob Eigenthümer oder Pächter, nach dieser Lehre handelt, daß nach wie vor Jeder um hohe Preise kämpft und über niedrige klagt. Sie sind eben Alle mit Blindheit geschlagen. In einer Schrift über Kornzölle und Volkswirtschaft habe ich den Nachweis zu führen gesucht, wie diese Lehre entstanden ist: durch ein Mißverständnis an sich ganz richtiger Sätze der ricardoschen Grundrentenlehre; ich habe gezeigt, daß aus dieser Lehre gerade das Gegentheil von Dem folgt, was unsere Freihändler folgern, daß nämlich Eigenthümer, Pächter und landwirthschaftlicher Arbeiter sich in den Gewinn theilen müssen, der der Landwirtschaft im Ganzen aus dem Steigen der Getreidepreise erwächst. Ich möchte aber den Lesern der ‚Zukunft‘ nicht zumuthen, mir in die schwierigen Abstraktionen der Grundrentenlehre zu folgen, und es hier einmal mit einer Berufung an den gesunden Menschenverstand versuchen, der meines Erachtens auch ohne alle spitzfindigen Erörterungen in dieser Frage das Richtige zu erkennen vermag. Es ist ja klar, daß man ganz die selbe Beweisführung, die unsere Theoretiker auf die Landwirtschaft anwenden, auch auf die meisten anderen Erwerbszweige anwenden kann und dabei zum gleichen Ergebnis gelangt. Kann man nicht auch das Gewerbe des Wohnungvermiethers von dem Besitz des Hauses trennen? Was würden aber die Wohnungvermiether antworten, wenn man ihnen sagte: In Eurem Interesse liegt es, daß die Miethen niedrig sind, weil Ihr dann billig Häuser pachten und mit dem Vermietthen der einzelnen Wohnungen mindestens eben so gute Geschäfte machen könnt? Und wenn sie antworteten: Ja, die Häuser gehören uns selbst, und man ihnen erwidert: Thats nichts; immerhin werden Alle, die von jetzt ab Häuser kaufen wollen, bei billigen Miethen besser daran sein als bei theuren, denn sie brauchen nun weniger Kapital als früher; eine Miethsteigerung wäre nur ein Kapitalgeschenk an Euch in Eurer schlechten, gemeinschädlichen Eigenschaft als Hausbesitzer, schädete Euch dagegen in Eurer volkswirthschaftlich guten Thätigkeit als Wohnungvermiether? Man dürfte wohl kaum auf Zustimmung rechnen. Und kann man nicht auch in der Rhederei zwischen dem guten Beförderer von Menschen und Waaren und dem bösen Schiffsbesitzer unterscheiden? Nehmen wir an, die befürchtete wilde Konkurrenz komme; die Frachten nach Amerika sanken tiefer und tiefer und mit ihnen ginke der Kurs der Packetschiffaktien bis auf 20 herunter. Der Anhänger der von Zentich und Helfferich verkündeten Lehre würde dann die bestürzten Hamburger mit den Worten trösten: Das trifft die Schiffsahrt nicht im Mindesten; im Gegentheil: die niedrigen Frachten nützen ihr, denn sie gestatten, mit viel geringerem Kapital als bisher Schiffsahrt zu treiben. Während bis jetzt nur ein amerikanischer Dollarkönig wie Morgan auf den

verwegenen Gedanken kommen konnte, die Hamburg-Amerika-Linie aufzukaufen, kann Das künftig schon ein simpler deutscher Zwanzigmarkmillionär und er wird dabei sein Kapital gerade so gut zu sechs Prozent verzinsen, wie es Morgan bei fünfmal höherem Kurs gethan hätte. Ich glaube kaum, daß die Hamburger solche Blüthe der Aheberei mit großer Begeisterung begrüßen würden. Dann aber wird man auch den deutschen Landwirthen nicht verdenken können, wenn sie der freihändlerischen Lehre skeptisch gegenüberstehen und vorläufig bei dem Wohlerglauben verharren, daß auch bei ihnen Arbeiter, Unternehmer und Kapitalist gleichmäßig an einem hohen Rohertrag des Unternehmens, also an hohen Preisen der Erzeugnisse interessiert seien."

Herr Karl Zentsch erwidert darauf:

„Aus dem ledernen Ricardo, den ich sammt seiner Grundrententheorie sehr niedrig einschätze, habe ich gar nichts gelernt und von Helferichs Theorie weiß ich nichts. Ich selbst habe keine Theorie, sondern spreche nur aus, was die Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte deutscher Landwirtschaft lehrt, die ich in der Brochure *Die Agrarkrisis* skizzirt habe. Daß jeder Landwirth, gleich jedem anderen Produzenten, seine Waare so theuer wie möglich zu verkaufen strebt, ist selbstverständlich, eben so selbstverständlich aber, daß eine längere Zeit andauernde Preissteigerung zu einer Krisis führt, die freilich in der Industrie in anderer Form verläuft als beim landwirthschaftlichen Grundbesitz, nämlich in der bekannten Form der Handelskrisen: der hohe Gewinn verleitet zur Ueberproduktion und die Ueberproduktion stürzt den Preis. Jedem Produktionszweig sind die steigenden Konjunkturen von Herzen zu gönnen; aber wenn der Staat auf künstlichem Wege die sinkende Konjunktur in die steigende umbiegen will, muß man doch auf die wahrscheinlichen Folgen hinweisen. Herr Dr. Naumann zieht Häuserpreis und Miethzins zum Vergleich heran. Der Miethzins wird, wie jeder andere Waarenpreis, durch das Spiel von Angebot und Nachfrage geregelt, so lange kein Monopol störend eingreift. Nicht es in einer aufblühenden Stadt zu wenige Wohnungen, so steht der Miethzins hoch, die Häuser rentiren also gut. Das lockt die Hauspekulanten, sie bauen eine Menge Häuser, der Miethzins sinkt und die Bauperiode endet vielleicht mit einem Krach. Die Sache kann aber auch anders verlaufen. Nicht alle Hausbesitzer werden getroffen, sondern nur die Besitzer der unbequemen Häuser in der alten Stadt, da Alles, was nicht an den inneren Bezirk gebunden ist, in die schönen Wohnungen der neuen Vorstädte zieht. Und nun würde die Parallele zu den Kornzöllen hergestellt werden, wenn Staat und Magistrat allen städtischen und Staatsbeamten verböten, in die neuen Wohnungen zu ziehen. Die Parallele ist ganz genau: in beiden Fällen wird die Benutzung einer außerhalb einer gewissen Grenze produzierten Waare unmöglich gemacht oder wenigstens erschwert. Das Verbot würde gewiß die Miethen und damit die Häuserpreise in der inneren Stadt steigern; Kauflustige würden einander überbieten, aber das Verbot ließe sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten und der Krach könnte nicht ausbleiben. Keine Leiter reicht bis in den Himmel; ist Einer hoch genug geklettert, so muß er wieder herunterklettern, wenn er nicht purzeln will. Das gilt auch von der Leiter der steigenden Konjunktur, und zwar für alle Gewerbe und Besitzparten ohne Ausnahme. Aber auch auf der selben Sprosse des mittleren Preises ewig stehen zu bleiben, ist dem seine Ruhe Liebenden, der nicht spekulirt, auf dieser Erde nicht gestattet. Ihm bleibt daher nichts Anderes übrig, als die Gesetze der Preisbewegung zu studiren und sich danach zu richten.“

Im Palais Bourbon sollen neulich viele Abgeordnete und unter ihnen auch ein Minister a. D. nicht gewußt haben, was der Name Canossa bedeute. Schrecklich. Durch alle deutschen Zeitungen ging die Kunde und von den jungen Männern, die für die Feuilletonbranche gemietet sind, hing beinahe jeder ein Wischen dran. Diese Franzosen sind wirklich zu ungebildet; kaum noch ein Kulturvolf zu nennen. Ein paar Tage danach behauptete der Staatssekretär Graf Posadowsky in der Zolltarifkommission, Mirabeau habe im Konvent gesagt, er sei auch für die Abschaffung der Todesstrafe, müsse aber fordern, daß die Rürder damit den Anfang machen. Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau, der Sohn des Physiokraten, ist am zweiten April 1791 gestorben. Der Konvent, die convention nationale, war am einundzwanzigsten September 1792 zum ersten Male versammelt. Im Konvent kann Mirabeau also nicht gesprochen haben. Das Wort, an das Graf Posadowsky dachte — Quo messieurs les assassins commencent! — stammt aber überhaupt nicht von Mirabeau, sondern von dem vor zwölf Jahren gestorbenen Satiriker Alphonsé Karr, dem Verfasser der Guêpes, denen Herr Stettenheim den Wespenstachel entlehnte. Graf Posadowsky, der schon früher einmal das hohe Mädchen, um das der junge Werther litt, im Reichstag „Schillers Vette“ genannt hat, sollte zu stolz sein, um den schreckenden Spuren des Kollegen Bülow zu folgen. Will er durchaus Mirabeau citiren, so mag er dem preussischen Staatsministerium, den Reichsdämtern und Volksvertretern die nie veraltende Wahrheit einschärfen: qu'il est plus important de donner aux hommes des moeurs et des habitudes que des lois et des tribunaux. Doch auch die edlen Abgeordneten wollten die Gelegenheit zu einer Blamage nicht ungenützt vorbeigehen lassen. Einer meinte, der Staatssekretär verwechsle Mirabeau wohl mit Robespierre, traute dem steifen, pedantischen ami de la vertu also einen Wortwitz zu. Ein Anderer, auch ein Sozialdemokrat, glaubte, der Staatssekretär habe sich versprochen und nicht Mirabeau, sondern Millerand gemeint. Es war wunderschön. Und nun, nachdem dem Kanzler, dem Meister des falschen Citates, solche Gefellen erwachsen sind, werden wir nächstens wieder lesen, die Franzosen seien wirklich zu ungebildet; kaum noch ein Kulturvolf zu nennen.

Millerand: der Name klingt uns beinahe schon fremd. Und der Handelsminister Waldeck-Rouffeaus war doch ein viel genannter und interessanter Herr. Als sozialdemokratischer Abgeordneter ein Gegner der Wiederaufnahme des Dreyfusprozesses, parce qu'il y a trop d'argent dans cette affaire; dann, als er das Vortreffliche erlangt hatte, begeisterter dreyfusard und Mitglied des Ministeriums, das den General Galliffet zwingen wollte, das in Rennes versammelte Kriegögericht zum Freispruch zu drängen. Ein Margist, der als Minister die schönste Bourgeoispolitik trieb, auf strikende Arbeiter schießen ließ, die Juwelen seiner lieben Frau auf der Weltmesse ausstellte, von Nikolaus, Franz Joseph und dem schwedischen Oskar huldvoll gespendete Orden dankbaren Herzens annahm und seine Gäste an Brunktafeln mit dem besten Samoswein bewirthete. Der arriviste, wie er im Buch steht; skrupelloser noch als Maupassants Bel-Ami. Nun ist die Perlickheit verblühen. Der entkuttete Herr Combes, eine prachtvolle Mittelmäßigkeit, ist Ministerpräsident und Herr Millerand plaidirt wieder vor den pariser Gerichtshöfen. Sozialdemokrat aber ist er geblieben; voll und ganz natürlich. Doch ein Sozialdemokrat von besonderem Schlage. Ehe er unter den Genossen im Parlament wieder seinen Platz ein-

nahm, hielt er eine Rede; Programmrede nennt man's, glaube ich. Vom Klassenkampf und von proletarischer Revolution — auch nur im neuesten Sinn des Herrn Kautsky — will er nichts mehr wissen. Er verwirft les moyens d'action revolutionnaires, y compris la grève générale, den Generalstreik, den selbst der sanfte Herr Bernstein organisiert sehen möchte, und hofft Alles von der Mitregierung der Vertreter des Proletariates. Damit haben seine Genossen nun bisher recht üble Erfahrungen gemacht und deshalb vielleicht ward der reulose Heimkehrer ohne Feierlichkeit empfangen; sogar die Petite République, das Hauptblatt der Sozialisten, hat seine kompromittirende Rede totgeschwiegen. Seine Taktik aber ist noch nicht entthront. Zwar sitzt in dem neuen Ministerium ein so waschechter Kapitalist und übel riechender Banamist wie Herr Rouvier, dessen Silhouette Barrès mit feinsten Kunst geschnitten hat, und kein Ernsthafter zweifelt, daß für die Interessen des Proletariates von dieser bunten Zufallsregierung nichts zu erreichen sein wird. Das hindert den ehrlichen, nur leider stets vom eigenen Stimmlang berauschten Heldentenor Jaurès und den politischen Gourmet Millerand aber nicht, auch mit diesem herrschenden Klüngel die zärtlichsten Beziehungen zu unterhalten und sich stolz als Theilchen des republikanischen bloc zu fühlen. Sozialdemokraten, denen das Wort Klassenkampf nur noch ein Spul ist und die Schulter an Schulter mit den korruptesten Kapitalisten für das Heil der Unterbten kämpfen: die Guesdisten haben Recht, wenn sie der Sippshaft nur die Wahl lassen, als Narren oder als gewissenlose Streber betrachtet, verachtet zu werden. Und weil mit dieser Entwicklung des französischen Sozialismus der Name Millerands untrennbar verbunden bleibt, sollten auch Deutsche, denen soziale Verschickungen nicht ein Schauspiel nur sind, ihn in treuem Gedächtniß bewahren.

Der Bundesrath der Eidgenossenschaft hat einen Freiherrn von Nischhofen aus dem schweizer Gebiet gewiesen. Diese Ausweisung war längst gefordert worden; denn der deutsche Freiherr, der angeblich in Wien als Generalkonsul die Türkei vertrat, war mit deutlichster Deutlichkeit beschuldigt worden, dem Sultan Spitzeldienste gegen die Jungtürken geleistet zu haben. Trotzdem diese Anklage schon recht alt ist, konnte man noch vor ein paar Monaten im Reichsanzeiger lesen, dem Beschuldigten sei die kaiserliche Genehmigung zur Annahme eines türkischen Ordens erteilt worden. Und trotzdem aus der Geschichte leicht eine Sensation zu machen war, ist sie in der bürgerlich wohlgezogenen Presse kaum flüchtig erwähnt worden. Warum? Weil der Ausgewiesene ein Bruder des im Auswärtigen Amt, also auch im Preßbureau herrschenden Staatssekretärs ist, dessen Familiengefühl geschont werden muß? Der in der Wilhelmstraße thronende Freiherr von Nischhofen kann doch nicht im Ernst dafür verantwortlich gemacht werden, daß er einen mißrathenen Bruder hat.

Der französische Kollege des Freiherrn von Nischhofen, Herr Delcassé, hat sich in einer Rede, deren ironische Färbung auf Deutsche nicht gerade angenehm wirken konnte, über den eben unter Panfarenstößen erneuerten Dreibund lustig gemacht. Die harmloseste Sache von der Welt. Itallen sei unter keinen Umständen für eine Mobilisirung gegen Frankreich zu haben. Und die offiziellen Blätter des Ministeriums Combes versichern, Herr Delcassé habe mit seiner Rede einen Wunsch des italienischen Kollegen erfüllt. Der heißt Prinetti und wurde vom Kanzler des Deutschen Reiches vor einem Weilschen erst im Reichstag sein „verehrter Freund“ genannt.

Zu der „Kielcr Woche“ — die offenbar zur Reichsinstitution geworden ist; sonst könnte sie in den Zeitungen nicht so viel Raum einnehmen — hat der Kaiser, wie hier schon vor vierzehn Tagen erwähnt wurde, Herrn Pierpont Morgan eingeladen, den Beherrscher des Stahl- und des Ozeantruffs. Der große Spekulant, den die deutsche Industrie wie den leibhaftigen Satan fürchtet, kam und hatte die einem Deutschen bisher kaum je gezömmte Ehre, auf seiner Nacht den Kaiser empfangen zu dürfen. Ruhige Geschäftsleute glauben, namentlich in England, Morgans Trustunternehmungen würden, weil fast alle dazu gehörigen Werthobjekte viel zu theuer, zum großen Theil sogar zu lächerlich hohen Preisen gekauft worden sind, noch vor dem Nahen des neuen Venzes zusammenbrechen. Wenn diese Prophezeiung sich erfüllt, wird man am Hofe vielleicht bedauern, dem Kaiser solche Auszeichnung des Gründertiefen empfohlen zu haben. Auch Herr Armour, der Großhändler von Chicago, dem die Führer unserer Agrarier Jahre lang die schlimmsten Schmugereien im Fleischorthandel nachsagten, war eingeladen. Es ist begreiflich, daß der Kaiser gern mit diesen modernsten Vertretern des Großkapitalismus plaudert; sie haben viel Interessantes zu erzählen und können, als die eigentlichen Weltregenten *up to date*, auch einem durch den Zufall auf der Geburt auf der Menschheit Erhöhen Gelangten die Sehweite schärfen. Ob es nöthig ist, ihnen Ehren zu erweisen, die auch die tüchtigsten deutschen Industriekapitäne und Großhändler vergebens ersuchen, ist eine andere Frage, die Jeder, je nach Temperament und Reigung, selbst beantworten mag. Unglaublich aber klang zunächst die Kunde, der Theaterdirektor Courted sei aus Karlsbad zu feierlicher Audienz nach Kiel befohlen worden. Die Meldung war nicht falsch; der Mann ist wirklich vom Kaiser empfangen worden. Er hat in New-York eine Galavorstellung „zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preußen“ gegeben. Aufgeführt wurde das „Weiße Rüssel“. Und der Prinz soll, so las man, gesagt haben, dieser Abend sei der amüsanteste von allen in Amerika verlebten gewesen. Für solche Leistung konnte man den Günstling des Botschafters von Holleben mit einer goldenen Dose belohnen. Daß man aber Herrn Courted, dessen new-yorker Geschäftsbetrieb mit Kunst nicht das Allergeringste gemein hat und der froh sein sollte, wenn man von seiner Schmierewirtschaft und seinen persönlichen Praktiken nicht spricht, die Möglichkeit giebt, mit einer ihm vom Deutschen Kaiser gemährten Audienz Klame zu machen und die Depesche, die ihn nach Kiel rief, triumphirend herumzuzeigen: Das ist ein Heldenthat, an das die verantwortlichen Hofbeamten denn doch nicht ohne Reue zurückdenken sollten. Auch nicht ohne Angst. Ihr Herr, der sich um Kleinigkeiten nicht kümmern kann, könnte eines Tages doch zufällig erfahren, wer Fräulein Durand, wer Herr Courted ist, und seine Leute recht rauh fragen, woher sie den Muth nahmen, ihm zum Empfang solcher Zeitgenossen zu rathen.

Am fünften Juli 1902 war im Hofbericht zu lesen: „In der vergangenen Nacht ist der Kaiser um 12 ¼ Uhr an Bord des ‚Meteor‘ in Travemünde eingetroffen und hat sich auf die ‚Hohenzollern‘ begeben. Der Monarch hörte während der Fahrt auf dem ‚Meteor‘ den Vortrag des Reichskanzlers Grafen von Bülow.“ Und noch immer giebt böse Menschen, die nicht einsehen wollen, daß Graf Bernhard von Bülow leistet, was Fürst Otto von Bismarck niemals zu leisten vermocht hätte.